UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG
7297
Yk

Gottfried Keller
und die Schwaben

Von
Dr. Theodor Klaiber

160143
21.3.21

Stuttgart
Verlegt von Strecker und Schröder
1 9 1 9

Alle Rechte von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Inhalt

Seite

Schweizer und Schwaben vor Gottfried Keller . . 1

Gottfried Keller und das ältere schwäbische Schrifttum 8

Gottfried Keller und die Schwaben seiner Zeit . . 50

Die dichterische Darstellung schwäbischer Art in Kellers Werken 80

Gottfried Keller und die neuere schwäbische Dichtung 85

Schweizer und Schwaben vor Gottfried Keller

Als ſich vor vierzig Jahren am 19. Juli die Züricher Freunde und Verehrer Gottfried Kellers mit dem Dichter zur feſtlichen Begehung ſeines ſechzigſten Geburtstages in der „Meiſe“ zuſammenfanden, da ſtand die Feier unter dem Zeichen froher, ungebundener Laune und echt Kellerſchen Geiſtes. Es gab, wie Bächtold berichtet, zuerſt ein leckeres Feſteſſen, unter anderem Suppe von Schildkrot à la Kammacher, Rebhühnerpaſtete à la Strapinſky, Rehkeule à la Frau Zendelwald, Erdbeertörtchen (da die Himbeeren noch nicht reif waren) à la Madame Litumlei. „Der kleine Wald von Gläſern, aus welchem der Champagnerkelch wie eine Pappel emporragte“, fehlte auch nicht. Die Flaſchenetiketten waren mit Kellerſchen Liederſtrophen bedruckt. Man hatte ausgemacht, alles Wortgepränge und feierliche Weſen zu vermeiden, ſo hielt nur der Älteſte der Tafelrunde eine kurze Anſprache. Ein anderer der Feſtgenoſſen ſang

das „Jugendgedenken“ in der Vertonung von Baumgartner:

„Ich will ſpiegeln mich in jenen Tagen,
Die wie Lindenwipfelwehn entflohn.“

Ein Freund Kellers ſprach ein Gedicht, dann klingelte der Gefeierte ans Glas und „wand in einem originellen Dankſpruch jedem der Reihe nach ein Sträußchen mit und ohne Dornen“. Seither wurde nie mehr ein Geburtstag Kellers ſo frohgemut und ſo ganz im Sinn des Dichters gefeiert. Auf den ſiebzigſten, der ihm die reichſten Ehrungen brachte, warf ſchon das nahende Ende ſeine dunklen Schatten voraus, und das Jahr 1919, in dem ſich der Geburtstag des Meiſters zum hundertſtenmal jährt, trägt in weiten Gebieten, wo man den Dichter ehrt und liebt, keinerlei Vorbedingungen in ſich für frohe Feierſtimmung und Feſtlaune. Aber am Ende iſt die beſte Art Keller zu ehren eine dankbare Vertiefung in ſeine Dichtungen und die anderen Urkunden ſeines perſönlichen Weſens. Die Schwaben, denen die Verehrung des Dichters in beſonderem Maße Herzensſache iſt, gehen bei dieſem Anlaß wohl auch gerne den Fäden nach, die Gottfried Keller mit dem geiſtigen Leben

ihres Stammes verbinden und die zahlreicher sind, als eine oberflächliche Betrachtung ahnt.

Schweizer und Schwaben, oder genauer und mit Bezug auf die bestimmte Abgrenzung unseres Gegenstandes gesprochen, die Bewohner der deutschen Schweiz und die Schwaben im Gebiet des heutigen Württemberg sind stammverwandten Geblütes. Grad und Art dieser Verwandtschaft zu ergründen und festzustellen ist die Aufgabe wissenschaftlicher Forschung. Als unbestritten mag die Tatsache naher Berührung und Ähnlichkeit in Sprache, Sitten und Geistesart beider Stämme gelten, wobei sich freilich durch die Verschiedenheit der Wohnsitze, der politischen Schicksale und Verhältnisse, des sonstigen Erlebens hüben und drüben auch starke Unterschiede herausgebildet haben in den Lebensgewohnheiten wie in der Gemüts- und Sinnesart.

Diese Unterschiede wurden von den Nachbarn wohl meist stärker empfunden als das Gemeinsame, und sie gaben auch seit alters mannigfach Anlaß zu allerlei Hänseleien und Neckereien. Besonders wurde dabei den Schweizern ihr altes Wahrzeichen, die Kuh, von ihren Nachbarn, den Schwaben, spöttlich „aufgesalzt", so häufig, daß auch G. Keller im Jahr 1860 gegenüber diesen Sticheleien mit abwehrender

Beſtimmtheit bemerkt, Tiere, die leicht und anmutig über Planken ſetzen und ſich, dem Rotwild gleich, mit dem Hinterfuß am Ohr kratzen, ſeien etwas ganz anderes als die trägen Stallbewohner der Ebene. Auch ſonſt mag mancher Zug in der Art des deutſchen Schweizers, wie ſeine offene Aufrichtigkeit, von den Schwaben hin und wieder mit weniger freundlichen Bezeichnungen bedacht werden. Aber umgekehrt macht auch der Schweizer kein Hehl aus ſeinem Befremden über manche Seiten ſchwäbiſcher Art. „Du Schwob“ iſt in der deutſchen Schweiz wohl noch immer keine ſchmeichelhafte und auszeichnende Anrede.

Freilich hat ſich gegenüber ſolchen Anzapfungen das Gefühl einer näheren Zuſammengehörigkeit der beiden Stämme doch immer, wenn auch unausgeſprochen, behauptet, beſonders auf dem Gebiet des geiſtigen Lebens, der Dichtung und des Schrifttums. Mehr als einmal im Verlauf der deutſchen Geiſtesgeſchichte fanden ſich Schwaben und Schweizer zuſammen in der vereinten Abwehr von Literatur- und Geiſtesſtrömungen, die ihrem gemeinſamen ſüd- und oberdeutſchen Stammesinſtinkt widerſtrebten. Beſonders aber kamen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als im Schwaben-

land erſtmals ein eigenes literariſches Leben ſich zu regen begann, den aufſtrebenden jungen Dichtern und Schriftſtellern eine Reihe der wertvollſten Anregungen aus der deutſchen Schweiz. Die ſchwäbiſche Jugend, die die Enge und den Druck der einheimiſchen Verhältniſſe im Hochgefühl ihres kühnen Strebens doppelt peinlich empfand, blickte damals ſehnſüchtig hinüber nach dem Lande der Freiheit. Die Begeiſterung für die Schweiz und die Schweizer war faſt allen begabten Schwaben des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts gemeinſam. „Geh in die Schweiz“, rief Schubart aus, „und dann nach Hamburg, um zu wiſſen, was Freiheit für Leute macht. Helvetien, zwiſchen ſeinen Bergen geſichert, genießt alle Vorteile der Freiheit, wovon vernünftige Religion, Einfalt der Sitten, Genügſamkeit, Leibes- und Seelenſtärke die Folgen ſind.“ Zahlreiche Beziehungen verbanden den hochgeſchätzten Albrecht von Haller mit jungen Schwaben jener Tage, wie Gemmingen, Gotthold Stäudlin, ſowie manchem Tübinger Magiſter, der nach dem Brauch der Zeit zur Vollendung ſeiner Bildung nicht mehr wie bisher nach einer ſächſiſchen Hochſchule, ſondern nach Bern reiſte, um den großen Gelehrten und Dichter der Alpen kennen zu lernen. Wie ſtark

Haller auf die Lyrik des jungen Schiller gewirkt hat, sei nur im Vorübergehen bemerkt. Außer Bern wurde auch Zürich mit seinen geistigen Größen damals von den jungen Schwaben fleißig aufgesucht. In dem Streit, den Bodmer und Breitinger mit den Sachsen ausfochten über das Wesen der Dichtkunst, standen die Schwaben als Oberdeutsche auf seiten der Züricher. „Dem deutschen Homer an der Limmat“ hatte Wieland aus Tübingen seine ersten epischen Versuche zur Beurteilung zugesandt, um später auf Bodmers Einladung als würdigerer Nachfolger Klopstocks im Dunstkreis des Patriarchen zu leben. Sehr rege war dann auch der briefliche und persönliche Verkehr zwischen Lavater und den schwäbischen Dichtern und Frommen. So besuchte der berühmte Züricher den gefangenen Schubart auf dem Asperg schon 1778 zusammen mit Ph. M. Hahn. Für alles, was die Schweiz in diesen Zeiten des Sturmes und Dranges dem Schwabenland an geistigen und dichterischen Anregungen gab, bot dann Schiller als goldene Gegengabe den „Wilhelm Tell“. „Was alle früheren Tellspiele, die Versuche ihrer eigenen Landsleute, den Schweizern nicht hatten geben können, ein wahrhaft vaterländisches, künstlerisch durchgebildetes,

alle in tiefſter Seele bei ihrem gemeinſamen Empfinden packendes Volksdrama, das war ihnen durch den deutſchen, den ſtammverwandten ſchwäbiſchen Dichter geworden. Hier fand das Schweizer Volk ſeine teuerſte heimiſche Überlieferung über alle kritiſchen Zweifel wiſſenſchaftlicher Forſchung emporgehoben zum ewigen Leben der Poeſie, hier empfing der Volksgeiſt ſein liebſtes Eigentum aus der zartſchonenden Hand des Meiſters neugeſtaltet zurück, geläutert und geweiht durch das heilige Feuer der Dichterſeele."

Dieſe Verherrlichung ſchweizeriſcher Volksart durch einen Schwaben bildet den leuchtendſten Gipfel in der Geſchichte der geiſtigen Beziehungen beider Stämme, einen Gipfel, der um ſo heller ſtrahlt, als die folgenden Jahrzehnte nur einen beſcheidenen Austauſch geiſtiger Güter und Werte zwiſchen den Nachbarn bringen, vor allem auch auf literariſchem Gebiete. Förderſamere Beziehungen kamen dann erſt wieder durch den größten Dichter in Fluß, den die deutſche Schweiz hervorgebracht hat, durch Gottfried Keller, der, von ſchwäbiſchem Schrifttum und ſchwäbiſchen Dichtern mannigfach angeregt, hinwiederum durch ſein Dichten auf die jüngeren Schwaben mannigfach richtunggebend gewirkt hat.

Gottfried Keller und das ältere ſchwäbiſche Schrifttum

Wenn der Züricher Dichter auch nie das Studium ſchwäbiſchen Schrifttums planmäßig trieb, ſo war er doch mit den wichtigſten literariſchen Denkmälern ſchwäbiſcher Art und ſchwäbiſchen Volkstums wohlvertraut. Um von älteren Schriftwerken mittelalterlicher Zeit abzuſehen, ſo konnte ihm, dem Freunde ſinnreicher Schwänke und volkstümlicher Schnurren, jene ergiebige Fundgrube für ſchwäbiſche Sage, Geſchichte und Volkskunde nicht wohl entgehen, die während der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts im ſchwäbiſch-alemanniſchen Grenzgebiet entſtand und unter dem Namen der Zimmeriſchen Chronik den Forſchern wie den Freunden der heimiſchen Vergangenheit bekannt geworden iſt. Der Dichter hat der Chronik den Stoff zu den Balladen „Der Narr des Grafen von Zimmern“ und „Has von Überlingen“ entnommen. Dazu hatte er ſich, wie ein Brief an Bächtold (30. Juli 1877)

zeigt, noch einen weiteren Stoff für eine erzählende Dichtung aus den unerschöpflichen Schätzen der Chronik vorgemerkt. Es ist der Bericht von dem Auszug der öffentlichen Dirnen aus dem Frauenhause in Mößkirch, da sie sich der allgemeinen Sittenlosigkeit der Weiber wegen nicht mehr ernähren können. Nach Freys Kellererinnerungen malte sich der Dichter im Anschluß an seine Vorlage diesen Auszug recht ergötzlich aus: Wie die Mutter des ausziehenden Schwarmes den Hausschlüssel über die Stadtmauer zurückwirft, wie die Abziehenden ein Tüchlein an einen Stab binden und unter dieser Standarte singend durch das mit goldenen Kornfeldern bedeckte Land in der Ferne verschwinden. Auch eine andere Urkunde, die von schwäbischem Leben im sechzehnten Jahrhundert in volkstümlich treuherziger und naiver Weise Zeugnis ablegt, war dem Dichter wert und wohlbekannt: die Selbstbiographie Gottfrieds von Berlichingen. Unter den wesentlichen „Bekenntnisfibeln" in der Büchersammlung der schönen Luzie im Sinngedicht werden außer den Aufzeichnungen von Thomas Plater und Uli Bräker die des eisernen Ritters besonders genannt und auch die Selbstbiographie eines anderen Schwaben nicht vergessen, des

lutheriſchen Theologen und Gottesmannes Johann Valentin Andreä. Keller hatte die deutſche Überſetzung dieſes für die Kultur des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo bezeichnenden Werkes, „in dem der Dreißigjährige Krieg raucht und ſchwelt“, in Seybolds „Selbſtbiographien berühmter Männer“ gefunden und ſich nicht wenig ergötzt über die Naivität, womit der fromme Theologe in ſeinen Selbſtbekenntniſſen ſeine Menſchlichkeiten verrät, wie die ſchlecht verhehlte Genugtuung über weltliche Ehrungen, die herzliche Freude an gedeihlichem Beſitz, die mit gottergebenen Wendungen ſeltſam verbrämte Ausfälligkeit gegen ſeine Feinde und Widerſacher uſw.

Unter den ſchwäbiſchen Dichtern vor Schiller kommt Keller mehrfach auf Chr. M. Wieland zurück. Durch ſeine zu Zürich im Bannkreis Bodmers verbrachten Jugendjahre war er dem Schweizer Dichter beſonders nahegerückt. In der köſtlichen Szene im „Landvogt von Greifenſee“, wo Keller die literariſchen Größen der Limmatſtadt zur Zeit Salomon Landolts im Sihlwalde bei Salomon Geßner zuſammenführt, läßt er auch Bodmer auftreten und ihn wehmütig daran erinnern, wie er einſt mit dem jungen Wieland zuſammen in begeiſterter Freund-

ſchaft, er der Ältere, Bewährte mit dem aufgehenden Jugendgeſtirn im Entwerfen vieler heiliger Dichtungen gewetteifert. Des weiteren gibt ſich dann der „Züricher Cicero“ in lauter Melancholie jenen trüben Erfahrungen hin, da kurz nacheinander die ſeraphiſchen Jünglinge Klopſtock und Wieland, die er nach Zürich gerufen, ſeine heilige Vaterfreundſchaft und poetiſche Bruderſchaft ſo ſchnöde getäuſcht und hintergangen hatten. Der eine, indem er ſich zu einer Schar zechender Jugendgenoſſen ſchlug und einen erſchreckenden Weltſinn bekundete, ſtatt am „Meſſias“ zu arbeiten; der andere, indem er immer mehr mit allen möglichen Weibern zu verkehren begann und damit endete, der frivolſte und liederlichſte Verſeſchmied, nach ſeiner Anſicht, zu werden, der jemals gelebt, dergeſtalt, daß Bodmer alle Hände voll zu tun hatte, die Schande und den Kummer mit einer unerſchöpflichen Flut von furchtbaren Hexametern in ehrwürdigen Patriarchiden zu bekämpfen. Im weiteren Verlauf der Unterhaltung läßt dann Keller den Alten in wehmütig träumeriſches Gedenken früherer Zeiten verſinken: „Ach, wo iſt jene goldene Zeit hin, da mein junger Wieland den Vorbericht zu unſeren gemeinſamen Geſängen ſchrieb und die

Worte hinzuſetzte: ‚Man hat es vornehmlich unſerer göttlichen Religion zuzuſchreiben, wenn wir in der moraliſchen Güte unſerer Gedichte etwas mehr als Homere ſind.‘“ Man ſpürt Keller hier das humoriſtiſche Behagen an, mit dem ſein Auge auf dem feierlichen Gebaren des jugendlichen Dichters weilte, dem ſchon die Hörnchen des Fauns unter der frommen Kapuze zart zu ſproſſen begannen. Von einer ähnlichen Stimmung iſt auch das Urteil erfüllt, das er in einem Brief an Ludmilla Aſſing gelegentlich über den jungen Wieland fällt: „Im Ernſt geſprochen“, ſchreibt er, „war Wieland in ſeiner Jugend ein höchſt ſchnurriges, von wahren und gemachten Gefühlen aufgepuſtetes Bürſchchen, und es ſtünde den holden Frauen jederzeit beſſer an, ſolche Geſellen ihrer Wege gehen zu laſſen, ſtatt ſie immer wieder an ſich heranzuködern.“ Weiterhin nennt er ihn einen „des ſentimentalen Kopfkrauens bedürftigen Poeten“ und kommt auch ſonſt in ſeinen Briefen gelegentlich auf den Dichter zurück, für den er immer ein ſchalkhaftes Lächeln übrig hat. Nebenbei iſt es ein artiges Zuſammentreffen, daß im „Grünen Heinrich“ eines der Lieblingsprobleme Wielands, der Gegenſatz zwiſchen platoniſch-geiſtiger und naturhaft-ſinnlicher Liebe in der Gegenüberſtellung

von Anna und Judith abgewandelt wird, und daß die „Legenden“ in ähnlicher Weise wie der „Schalk der Klassikerzeit“, nur erheblich feiner und vornehmer, mehrfach den Triumph der Weltfreude über die Entsagung, der Lebensbejahung über die Askese, der Natur über falsche Geistigkeit verkünden.

Wenn Keller, um seiner dankbaren Verehrung für Goethe Ausdruck zu geben, im dritten Band des „Grünen Heinrich“ jenes herrliche Bekenntnis zu dem Dichter niederschrieb, wenn er ihn in seinen Gedichten als das Kleinod pries, das man nach dem Kampf aus dem bergenden Schrein hervorholt, um es friedlich hinausleuchten zu lassen in die Lande, so hat er doch auch mitunter unter dem Eindruck von Börnes Pariser Briefen ein nicht undeutliches Murren gegen manche Seiten Goetheschen Wesens vernehmen lassen. Einem Friedrich Schiller gegenüber war seine Verehrung keinen derartigen Schwankungen unterworfen. Sein Name leuchtete schon über dem Leben des Kindes wie ein segnendes Gestirn. War doch Schiller der Lieblingsdichter seines Vaters, in dessen Bücherei die Werke des verehrten Klassikers nicht fehlten. In seinem Lebensroman gibt Keller ein anmutendes

Bild von dem geiſtigen Streben des Kreiſes junger Bürger, dem der Vater des grünen Heinrich angehörte: „Wenn ſie Schiller auch auf die Höhen ſeiner philoſophiſchen Arbeiten nicht zu folgen vermochten, ſo erbauten ſie ſich um ſo mehr an ſeinen geſchichtlichen Werken, und von dieſem Standpunkt aus ergriffen ſie auch ſeine Dichtungen, welche ſie auf dieſe Weiſe ganz praktiſch nachfühlten und genoſſen, ohne auf die künſtleriſche Rechenſchaft, die jener Große ſich ſelber gab, weiter eingehen zu können. Sie hatten die größte Freude an ſeinen Geſtalten und wußten nichts Ähnliches aufzufinden, das ſie ſo befriedigt hätte. Seine gleichmäßige Glut und Reinheit des Gedankens und der Sprache war mehr der Ausdruck für ihr ſchlichtes, beſcheidenes Treiben als für das Weſen mancher Schillerverehrer der gelehrten heutigen Welt.“ Des weiteren führt dann Keller aus, wie die Männer naturgemäß bald auch zu dem Wunſche weiterſchritten, die bedeutſamen Begebenheiten, von denen ſie laſen, leibhaftig und farbig vor ſich zu ſehen und darum kurz entſchloſſen Komödie ſpielten, ſo gut ſie konnten. Man ſieht auch aus dieſer Stelle, wie Keller Friedrich Schiller vor allen hochhielt als den Erzieher ſeines Volkes zu geiſtigem Leben und

Schwung der Geſinnung. Dem Knaben war er freilich eben der Dichter ſchlechtweg, dies um ſo mehr, als auch die Mutter ihrem Manne in der Hochſchätzung Schillers begegnete. In der Liederſammlung, die ſie ſich in jüngeren Jahren angelegt hatte, waren neben Gedichten von Salis und Hölty beſonders ſolche von Schiller vertreten. So entwickelten ſich denn auch die erſten dichteriſchen Verſuche des kleinen Gottfried im Schatten Schillers. Unter den kindlichen Gehverſuchen des jugendlichen Dichters ſpielte eine drollige Dramatiſierung des „Ganges nach dem Eiſenhammer“ eine beſondere Rolle, und noch Jahrzehnte ſpäter erinnerte ſich der Dichter mit Behagen an das noch erhaltene, aus dem Jahre 1834 ſtammende Stück, bei deſſen Aufführung auf einem ſelbſtgeklebten Puppentheater dem jungen Dramatiker der Schmelzofen, in dem der böſe Robert verbrennt, beſonders am Herzen lag. „Hinter dem ſchwarzen Ofenloch glühte ein rotes Feuermeer, hervorgebracht durch bemaltes Strohpapier und dahinter ein ſtehendes Lichtchen. Dort wurde der Böſewicht unnachſichtlich hineingeſchoben.“ Auch ein dreiaktiges Drama aus jener Zeit, „Der Tod Albrechts des römiſchen Kaiſers“, ſtand ganz unter dem Einfluß Schillers. Sein „Wilhelm Tell“ ſchwebte

hier dem jungen Züricher vor, und ſelbſt die barmherzigen Brüder mit ihrem Geſang fehlten bei der Kataſtrophe nicht. Ebenſo begegnen wir auch bei den ferneren dramatiſchen Beſtrebungen Kellers immer wieder dem Einfluß Schillers. In dem letzten ſeiner eigentlichen Jugenddramen, „Der Freund“, vom Jahre 1837, ſpürt man neben Leſſings „Emilia Galotti“ in manchen Zügen „Kabale und Liebe“ durch, und das Grundmotiv des Ganzen deckt ſich mit der Erzählung Koſinskys in den „Räubern“. Ein dramatiſches Fragment aus den vierziger Jahren zeigt ebenfalls Schillerſche Anklänge, und bei ſeinen dramatiſchen Studien in der Heidelberger und Berliner Zeit ſuchte Keller vor allem auch aus den Szenarien zu Schillers Dramenentwürfen zu lernen. Freilich wurde ihm in jener Zeit auch immer deutlicher, daß die Tage des klaſſiſchen Dramas Schillerſchen Stils vorüber ſeien: „Bei aller innerer Wahrheit“, ſchreibt er 1851 an Hettner, „reichen für unſer jetziges Bedürfnis, für den heutigen Geſichtskreis die alten klaſſiſchen Dokumente nicht mehr aus. Es iſt der wunderliche Fall eingetreten, wo wir jene klaſſiſchen Muſter auch nicht annähernd erreicht oder glücklich nachgeahmt haben und doch nicht mehr nach ihnen zurück, ſondern

nach dem unbekannten Neuen ſtreben müſſen, das uns ſoviel Geburtsſchmerzen macht.“ Trotzdem ſo Keller als Dichter bewußt andere Bahnen einſchlug als Schiller, war beiden doch der tief moraliſche Zug ihres Weſens gemeinſam, und eben darum war der Schweizer jederzeit auch bereit, für den großen Sohn Schwabens warmherzig Zeugnis abzulegen. So hängt er im vierten Buch des „Grünen Heinrichs“ jene Ehrentafel für Schiller auf, die gleichſam einen Überſchlag ſeines Daſeins gibt und damit ein leuchtendes Beiſpiel wirkungsreicher Arbeit hinſtellt, die zugleich ein wahres und vernünftiges Leben iſt. Keller rückt bei dieſen Betrachtungen dem Zuſammenhang der Stelle gemäß die wirtſchaftlich greifbaren Wirkungen von Schillers Lebenswerk in den Vordergrund. Er hebt aber auch nicht minder die Tatkraft hervor, mit der ſich Schiller ſchon in früher Jugend auf eigene Fauſt ſtellte und ſich Luft und Licht mit einem kühnen Wurf errang. Er betont ſein einfach fleißiges Daſein, das ihm alles verſchaffte, was ſeinem perſönlichen Leben genügte. Und neben der ſtaunenswerten materiellen Bewegung, die allein die Herſtellung, der Verkauf und die Verſendung der Werke Schillers bis heute veranlaßt, gilt Kellers Bewunderung vor allem

der folgerechten kriſtalliniſchen Arbeit Schillers an der Verwirklichung des Idealen, das in ihm und ſeiner Zeit lag, ſowie ſeiner unabläſſigen inneren Veredlung. So bietet ſich ihm das erhabene Bild eines einheitlichen organiſchen Daſeins, Leben und Denken, Arbeit und Geiſt dieſelbe Bewegung. Auch die Kapitel des „Grünen Heinrich“ mit der Tellaufführung ſtellen in gewiſſem Sinn eine Huldigung für den Dichter dar und beleuchten die Bedeutung ſeines Dramas für das Schweizer Volk. Die äußere Anregung zu dieſen Szenen mag die Erinnerung an einen Feſtzug beim Sechſeläuten in Zürich im Jahre 1843 gegeben haben, von dem Keller in einem Brief an Hegi berichtet. Damals zogen die Kriegsvölker aus Wallenſteins Lager, Dragoner, holkiſche Jäger, Pappenheimer Küraſſiere, Arkebuſiere, Kroaten, Troß und Zigeuner durch die Straßen, um vor dem Stadthauſe ihr Lager zu ſchlagen und durch manch kecken Griff Wirklichkeit und Dichtung ineinander übergehen zu laſſen.

Den gedeihlichſten Anlaß, für Friedrich Schiller laut und freudig zu zeugen, gab dann das Jahr 1859 mit der nationalen Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag. Da fehlte auch Gottfried Keller nicht unter der Schar der

Huldigenden. Mit Vischer, Herwegh, Baumgartner und anderen saß er im Festausschuß für die Züricher Feier. Er schrieb damals an P. Heyse: „Der Schiller macht uns hier ordentlichen Kummer, weil das Heer der Philister sich in zwei Lager geschieden hat, in einen feindlichen Muckerhaufen und einen hohlen Enthusiastenhaufen, der durch übertriebene und unzweckmäßige Forderungen dem ersten in die Hände arbeitet, so daß wir Kommittierte, welche das Schifflein der Schillerfeier ehrenhalber durchschleppen müssen, den Tag verwünschen, wo wir es bestiegen. Glücklicherweise hat das Schifflein eine gute Kajütenschenke, das heißt wir halten die Sitzungen in einem Wirtshause, wo wir einen trüblich karneolfarbigen Weinmost trinken, alle Tage frisch vom Lande hereinkommend.“ Die Festrede bei der Züricher Feier hielt damals F. Th. Vischer in der Petrikirche. Es war eine der gedankenreichsten und packendsten Kundgebungen, die das Schillerjahr hervorbrachte. Den Vorspruch für die Festvorstellung im Theater hatte G. Herwegh gedichtet, und Keller sprach beim Bankett mit besonderem Nachdruck über die Befreiungsidee in Schillers Persönlichkeit. Er feierte das Bündnis der Verehrer aller wahrhaft großen Männer aller Zeiten und

Völker. Die Schillerfeier stamme aus derselben Wurzel wie diejenige zu Ehren Gutenbergs, ein Humboldtfest müsse folgen und dann eine Zentenarfeier der französischen Revolution. Der Feier in Bern gab Gottfried Keller durch eine dichterische Gabe ihre besondere Weihe. Ursprünglich war ein Festspiel geplant. Aus den Briefen, die damals der Berner Schuldirektor Fröhlich im Auftrag des Festausschusses an Keller schrieb, läßt sich noch annähernd der Plan herausschälen, den der Züricher Dichter seinem Schillerspiel zugrunde zu legen gedachte. Die Szene sollte der Anlegeplatz eines Schweizer Sees sein. Das Schiff bringt allerlei Volk, Fremde, Einheimische, Studenten, Soldaten, Geistliche, Deutsche. Das Gespräch, das sich entspinnt, dreht sich um eine Schillerbüste, die ein Italiener feilbietet, und in oft scharfer Rede und Gegenrede wird des Dichters Bedeutung erörtert, bis ein Gemsjäger als Verkörperung des naturwüchsigen Schweizertums auftritt und den Eindruck ausspricht, den der Dichter auf ein kräftiges Naturkind macht. Er reißt die Zuhörer zur Begeisterung fort, und das Ganze schließt mit einer Bekränzung der Schillerbüste und einer mächtigen Hymne auf Schiller. Der Entwurf kam nicht zur Ausführung, sei es aus

Verzüglichkeit des Dichters, sei es, weil der Festausschuß ihm durch sein Dreinsprechen die Sache verleidete. Schließlich blieb es bei dem Prolog, den wir jetzt in Kellers Gedichten finden. Er gehört in seinem nachdrucksvollen Gedankenreichtum zu den schönsten Huldigungen, die damals Schillers menschlicher und dichterischer Größe, sowie seiner Bedeutung als Erzieher zum Guten, Wahren und Schönen dargebracht wurden. Zugleich ist er eine eindrucksvolle Probe jener gedankenbefrachteten Reflexionsdichtung, die Keller ganz im Geiste Schillers zuweilen pflegte. Er gedenkt dabei der schwäbischen Mutter vor hundert Jahren:

„Die ihre Freude an die Brust gelegt,
Nicht ahnend, was der Welt sie weihvoll brachte."

Er bezeugt, wie sehnsuchtsvoll das deutsche Volk zu dem lichten Manne aufblickt,

„dessen morgenrote Bahn
Mit hellem Vorwurf uns herüberglänzt
Auf dieses Brachfeld einer Zwischenzeit.
Und wo im weiten Reich des deutschen Worts
Und wo es wanderlustig hingezogen,
Sich überm Meer Kraft und Gestalt zu suchen,

Drei Männer ſind, die nicht am Staube kleben,
Da denken ſie bewegt an Friedrich Schiller."

Dann feiert Keller den Dichter als den Verkünder jener echten Schönheit, die zur höchſten Freiheit führt und ſie erhält. Dieſer Schönheit gilt es einen Ort zu bereiten.

„Die Schönheit iſt's, die Friedrich Schiller lehrt,
Und die mit eignen Tagen er gelebt,
Die jugendlich, ein ſchäumender Alpenſtrom,
Die erſte Kraft in jähem Felsſprung übt,
Dann aber ſich vertieft im klaren See
Und auferſtehend aus der Purpurnacht
Dem Meer der Ewigkeit und der Vollendung
Kraftvoll mit breiter Flur entgegenzieht.

Iſt uns ein Stern und Führer nun vonnöten,
Des Schönen Schule ſtattlich aufzubaun,
Er iſt der Mann! Ihn führen wir herein
In unſre Berge, deren reine Luft
Im Geiſt in vollen Zügen er geatmet
Und ſterbend in ein Lied hat ausgeſtrömt,
Das uns allein ſchon eine hohe Schule
Der wahren Schönheit iſt, wie wir ſie brauchen,
Die das Gewordene als edles Spiel verklärt,
Das ſeelenſtärkend neues Werden ruft,

Daß Dichtung ſich und kräft'ge Wirklichkeit
In reger Gegenſpieg'lung ſo durchdringen,
Wie ſich, wo eine wärm're Sonne ſcheint,
Am ſelben Baume Frucht und Blüten mengen,
Bis einſt die Völker ſelbſt die Meiſter ſind,
Die dichtriſch handelnd ihr Geſchick vollbringen."

Eine Frucht der Schillerfeier iſt auch das in mancher Hinſicht ſeltſame Gedicht, das urſprünglich als „Abgeſang" an den „Apotheker von Chamounix" angehängt werden ſollte, und nun unter der Überſchrift: „Das große Schillerfeſt" (1859) unter den „Geſammelten Gedichten Kellers" an den Schluß der „Vermiſchten Gedichte" geſtellt wurde. Prächtig, mit der ſtrahlenden Leuchtkraft glühender Farben ſchildert der Dichter das Feſt mit ſeinem feierlichen Geläute, mit den lang hinwallenden Bürgerzügen, den fliegenden Bannern, dem feſtlichen Schall von Muſik und Geſang, der aus der Stadt herauftönt zu den beiden ſchwangeren Frauen auf der Höhe des Berges, die einer dunklen Zukunft entgegenblicken, die eine zag und bang, die andere zuverſichtlich und keck. Und wie beide ſich entſchließen, das ihnen unbekannte Feſt gemeinſam bei einem frohen Schmauſe zu feiern, da läßt der Dichter ſeine Erzählung

ausklingen in Strophen, die wie in heraldischer schmuckhafter Umrahmung und Symbolik das Bild Schillers zeigen. Das Gedicht schließt:

„So genossen sie unwissend
Jenes Tages Silberblick;
Mit am warmen Feuer ruhte
Still ein künftiges Geschick.

Seine unsichtbaren Hüter
Lehnten am Standartenschaft
In den goldnen Wappenröcken:
Das Gewissen und die Kraft."

Eine schöne Nachfeier des Schillerfestes von 1859 war die im Jahr darauf erfolgte Einweihung des Mythensteins im Vierwaldstätter See als Schillerdenkmal. In dem klassischen Aufsatz „Am Mythenstein", den Keller aus diesem Anlaß für das Morgenblatt Cottas schrieb, knüpft der Dichter an den Bericht über dieses Fest in geistvoller Weise eine Fülle anregender Gedanken und Betrachtungen über eine mögliche Verjüngung der zeitgenössischen Lyrik und eine Neubelebung des Dramas durch das vaterländische Festleben. Besonders aber enthält der Aufsatz manch feingeprägtes Wort über den

Dichter des „Tell“. Keller ſtreift die ſchmeichelhafte Idealiſierung der Schweiz und ihrer Bewohner in dieſem Drama, und zwar ganz im Sinne des Wortes, das er einmal an Auerbach ſchrieb: „Ich halte es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, ſondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft ſo weit zu verſtärken und zu verſchönern, daß die Leute noch glauben können, ſo ſeien ſie und ſo gehe es zu.“ Neben ſolcher Rechtfertigung von Schillers Idealiſierung des Gegenſtandes bezeugt er dann dem Dichter, der nie die Schweiz geſehen, mit beſonderer Freude, daß er einen „Tell“ geſchrieben, wie ihn kein anderer geſchrieben hätte, der die Schweiz wie ſeine eigene Taſche gekannt. Keller wirft dann einen Seitenblick auf die Reiſewut der zeitgenöſſiſchen Dichter, die mit dem abgegriffenen Allerweltsbaedeker durch die Welt reiſen und zwiſchen ſeinen Blättern poetiſche Entwürfe liegen haben wie quittierte Gaſthofsrechnungen. „Schiller hat die Schweiz nie leiblich geſehen, aber um ſo gewiſſer wird ſein Geiſt über die ſonnigen Halden wandeln und mit dem Sturm durch die Felsſchluchten fahren, auch nachdem der Mythenſtein endlich lange verwittert und zerbröckelt ſein wird, denn die dichteriſche Anſchauung, die ſich gläubig und

ſehnſuchtsvoll auf das Hörenſagen beruft, wird die Wirklichkeit gewiſſermaßen überbieten und zum Ideal erheben, ohne gegen die Natur zu verſtoßen.“ Schließlich faßt dann Keller alles, was der „Tell“ für die Schweiz bedeutet, in gedrungenen Worten zuſammen, wenn er gleich zu Anfang des Aufſatzes ſchreibt: „Ein großer Dichter ſchüttet aus dem Füllhorn ſeines Reichtums ein Schauſpiel hervor, und einem alten Bundesſtaate, der eine ſtattliche Vorzeit und eine Geſchichte hat, welche er noch nicht zu liquidieren willens iſt, dem aber eine verklärende Nationaldichtung fehlt, iſt dieſe in der ſchönſten klaſſiſchen Form geſchenkt, die ſeine Entſtehung vor aller Welt beſtrahlt und typiſch macht.“

Auch in Kellers ſonſtigen Kundgebungen ſeiner ſpäteren Jahre, in Briefen wie Dichtungen findet ſich manches Zeugnis ſeiner hohen Verehrung für Friedrich Schiller. Mit Goethe zuſammen bildet er für Keller das Doppelgeſtirn, das am Himmel der deutſchen Dichtung mit ſegenſpendendem Lichte ſtrahlt. Goethes und Schillers Schatten treten im „Apotheker von Chamounix“ in der Dämmerhalle ſterblicher Unſterblichkeit dem umherflatternden Heine entgegen. In einem ſeiner Briefe an E. Kuh rühmt er die ernſt-breite, tiefe und heiter-behag-

liche literariſche Vorbereitung eines Schiller, wenn er an eine Tragödie ging. Er ſieht in ihm das ſchönſte Muſter für das rechte Verhältnis und Maß von richtiger dichteriſcher Arbeitsweiſe, ebenſo entfernt von ohnmächtigem Quaderwälzen wie von reſignierter Tändelei. Er freut ſich des Tons in Palleskes Schillerbiographie, die ihm das ſchönſte und beſte Buch dieſer Art ſcheint. Im Geſpräche gab er beſonders auch ſeiner Bewunderung für den „Demetrius“, das „Siegesfeſt“ und den „Grafen von Habsburg“ Ausdruck. Und zu einer Zeit, da Schiller ſtark hinter Goethe zurücktreten mußte, meinte er wohl, wenn die einſeitige Lobpreiſung Goethes ſo weitergehe, ſo fange er eine Verſchwörung an. Einſt nach Leſung einer Beſprechung, in der Keller ſtark gelobt wurde, rief er aus: „Was iſt unſereiner gegen Schiller, der alles in allem war, ein großer Dichter, ſein eigener Verleger und Buchhändler, ſogar der Verpacker der ‚Horen‘.“ Gerade dieſes Wort zeigt wieder mit beſonderer Deutlichkeit, was dem Züricher Dichter an Schillers Perſönlichkeit einen beſonders tiefen Eindruck machte: Seine kraftvolle Rüſtigkeit, ſeine lebensbejahende Tüchtigkeit, der kühne Schwung und das edle Metall ſeines reinen und ſtarken Willens.

Vielleicht vermißte er einige dieser Eigenschaften an dem Schwaben, der Schiller sonst in vielem nahestand, an Friedrich Hölderlin. Jedenfalls muß es auffallen, daß sich kaum je bei Keller ein Vermerk findet, daß ihm seine Werke etwas bedeuteten. Mag sein, daß dieses Schweigen zufällig ist, doch ist es nicht ausgeschlossen, daß einem Keller das hochgespannte Gefühlsleben, das getragene Pathos, die ausgesprochene Humorlosigkeit Hölderlins nicht zusagten. Auch mag der wirklichkeitsfrohe, derbkräftige Keller, der ganz in germanischem Wesen wurzelte, sich angefremdet gefühlt haben von der schwermütigen, ganz dem Griechentum zugewandten Art des schwäbischen Sängers.

Jedenfalls stand Keller den Vertretern der schwäbischen Romantik erheblich näher als dem Dichter des Griechenheimwehs. Er rechnet jene wohl im Gegensatz zu „der blutschauerlichen Romantik der Franzosen“ und zu der „subjektiv-ironischen Partie der Schule“ unter die „unschuldig reinliche Romantik an sich“. Er verrät, daß er alle Jahre wenigstens einen von diesen ihm sympathischen Romantikern, zu denen er auch Uhland ausdrücklich zählt, wieder lese. Er findet, daß die Romantik im oben angedeuteten besseren Sinn der einzige und beste Ausdruck für das

ſei, was man bisher beim Anblick der mäßigen Berge und Flüſſe, der Wälder und Felder, der Burgen und alten Städtchen der ſüddeutſchen Landſchaft empfinde. Aber er meint freilich, künftig ſollen die großen Zeitereigniſſe, das gegenwärtige Volksleben Quellen für Ballade, Drama, Roman und Novelle werden. Wie in dem Aufſatz aus der Heidelberger Zeit über die Romantik und die Gegenwart, in dem dieſe Gedanken entwickelt werden, ſo ſpürt man auch ſonſt, daß Keller gerade auch dem Dichten der ſchwäbiſchen Romantiker, bei aller Freude an ihrem Schaffen, doch mit etlichen Vorbehalten gegenüberſteht. Neben ihrer Verherrlichung der Vorzeit hat ihre Vorliebe für das behaglich Harmloſe, das freundlich Idylliſche, hat ihre ſorgloſe Läßlichkeit in der Form kaum ſeine ungeteilte Zuſtimmung, während ihre Freude am Geſunden, Volkstümlichen, ihr freundlicher Humor ſeinem Weſen um ſo eher entſprach. Vor allem bei der Erwähnung Ludwig Uhlands läßt er ſtets einen herzlichen Unterton mitſchwingen. In Kellers Lyrik finden ſich freilich wenig Uhlandſche Klänge. Seinem vulkaniſchen Temperament war die Art des Schwaben wohl oft zu wenig feurig und glühend, zu gewürzlos und zu befriedet. Doch laſſen ſich immerhin da und

dort in Kellers Gedichten Nachwirkungen Uhlands feſtſtellen. So in dem Gedicht „In den Äpfeln“, wo Uhlands „Einkehr“ beim Wirte wundermild durchblickt. Dann waren für die „Gedanken eines lebendig Begrabenen“ Uhlands Verſe bedeutſam, die ſich Keller in ſeinem Tagebuch aufgezeichnet hatte:

„Lebendig ſein begraben,
Es iſt ein ſchlimmer Stern,
Doch kann man Unglück haben,
Was jenem nicht zu fern.

Wenn man bei heißem Herzen
Und inn'ren Lebens voll
Vor Kümmernis und Schmerzen
Frühzeitig altern ſoll.“

Daß Keller in der Ballade die Bahnen Uhlands bewußt vermied, hängt mit ſeiner Stellung zur Vorzeit und Geſchichte zuſammen, wie er denn einmal ſich äußert: „Der Wirkung einer weiland geſchehenen und überlieferten Sache bin ich bei weitem nicht ſo ſicher als der Wirkung einer von mir ſelbſt angeſchauten.“ Mehr noch aber mag ihn in ſeiner Zurückhaltung gegenüber Uhlands Balladenton die Erfahrung be-

ſtärkt haben, daß von den Schweizer Lyrikern zweiten Ranges die Uhlandſche Weiſe vielfach bis zum Überdruß breitgetreten wurde. Dieſes Umdichten heimiſcher Sagen und Geſchichtsſtoffe in Strophenform und Versmaß und nach dem Rezept des ſchwäbiſchen Dichters, wie es ein Reithard, ein Auguſtin Keller und andere oft in ſpießbürgerlich breiter und farbloſer Weiſe betrieben, konnte nur abſchreckend auf ihn wirken. Dagegen nimmt Keller mehrfach Anlaß, vor Uhlands Forſchertätigkeit ſeine Hochachtung zu bezeugen. Deſſen Abhandlung über den Minneſang mußte ihm für den „Hadlaub“ ein allgemeines Bild der Minneſängerzeit geben, und in Kellers Gedicht: „Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns“ aus dem Jahre 1846 finden wir das Wort:

Du ſangſt noch hin und wieder
Verſcholl'ne Schwänk' und Lieder,
Freund Uhland wohl ein guter Fund.

Ähnlich aber wie bei Schiller, ſo war es auch bei dem Haupte der ſchwäbiſchen Schule die menſchliche Perſönlichkeit, die einem Keller beſonders zuſagte. An Uhland mußte ihn vor allem die unbedingte Verläßlichkeit, die unbeug-

ſame Echtheit, die knorrige Schlichtheit des Charakters anziehen. In dem Widerwillen gegen alles leere Geſchwätz, in der Abneigung gegen das Ausgeben abgegriffener Sprachmünze, in der Zugeknöpftheit gegen zudringliche Naſeweisheit, gegen neugierige Literaten, die ſich mit der Dichterbekanntſchaft ein Relief geben wollten, in der ſchroffen Abwehr gegenüber eitler Genieſucht, gegenüber den Anzettlern literariſcher Zänkereien, Stänkereien und Schwätzereien glichen ſich der Schweizer und der Schwabe bis aufs Tüpfelchen. Und wie einem Uhland alles unerträglich war, was nach Wichtigmacherei und Dichterpoſe ausſah, ſo war auch einem Gottfried Keller die kleinſte eitle Angewöhnung fremd. Auch bei ihm verrieten Gebärden und Betragen den Wunſch, ſtill und ehrbar wie irgendein anderer Bürger zu ſein und unbeſchrien zu bleiben. „Niemand“, ſchreibt A. Frey in ſeinen „Kellererinnerungen“, „konnte einſilbiger und trockener am Tiſch ſitzen als Keller, an dem man ſelten eine gehobene Stimmung wahrnahm.“ Er ſcherzte einſt: „Der Auerbach hat's gut, der iſt immer hellauf und begeiſtert, ich muß ſchon ein paar Schoppen dranrücken, bis ich ſoweit bin.“ Auch das war ihm mit Uhland gemeinſam, daß allzu lebhafte Kundgebungen der Verehrer

ihn beengten, und wenn der Schwabe seiner Verlegenheit durch verstummendes Schweigen abzuhelfen suchte, so verfiel Keller bei solchen Anlässen leicht in ein stachliges Wesen, denn der Schein der unerschütterlichen Trockenheit war ihm lieber als der des Ergriffenseins. So liebte er es auch nicht bei Jubiläen und ähnlichen Anlässen „mit dem Stecklein erklärt zu werden". Er scheute den Anschein von ausruferischer Betriebsamkeit, von reklamehafter Absichtlichkeit, den dergleichen Kundgebungen leicht erwecken können, und wie er sich selbst jeder Beeinflussung zu selbstischen Zwecken, aller berechnenden Machenschaften enthielt, so war es seine innere Überzeugung, daß jegliches Ding und Tun ohne weiteres Zutun durch sich selber wirken und sich Bahn brechen müsse.

Darnach mußte einem Gottfried Keller das körnig-schlichte, anspruchslos herzliche, auf alle literarische Zergliederung und Zerfaserung verzichtende „Leben Uhlands von seiner Witwe" besonders zusagen. Einen der menschlich ansprechenden Züge, die Emma Uhland in diesem Buche von dem schlicht bescheidenen Sinne ihres Gatten berichtet, die Geschichte, wie Uhland einen ihm gewidmeten Lorbeerkranz unterwegs an eine Eiche hängt, erbaute denn auch Keller

so sehr, daß er den Vorgang in dem Gedicht „Der Kranz“ besang. Bächtold, seinem künftigen Biographen, gegenüber bezeichnete er diese Lebensbeschreibung, wohl nicht unabsichtlich, als das Muster einer Dichterbiographie, offenkundig eben ihrer Einfachheit wegen und weil in ihr nichts von jenem Geiste überweiser Literaturforschung zu spüren ist, die vorgibt das Gras wachsen zu hören und über den Dichter besser Bescheid zu wissen als dieser selbst.

Die Nüchternheit und Sachlichkeit Uhlandscher Art, die er auch in seiner Lebensbeschreibung wiederfand, mochte Keller in Justinus Kerners Wesen mitunter vermissen. Seine Verstandesklarheit konnte sich mit dem Kernerschen Geisterspukwesen kaum befreunden. Doch war er weit entfernt, dieses Treiben tragisch zu nehmen. Liebenswürdig wahrt er diesen Liebhabereien gegenüber seinen ablehnenden Standpunkt in dem anmutigen Sonett „Clemens Brentano, Kerner und Genossen“. Ergötzlich werden hier die „possierlichen Gesellen“ geschildert, wie sie in weißen Laken und mit Räucherpfannen einherhuschen auf dieser Zeiten grundempörten Wellen, wie sie mit hölzernen Schilden und Schwertern gegen die Sonne ins Gefecht ziehen, um die Stirn ein dürr Geflecht von Reisig

gewunden. Aber er erkennt an, daß aus dem dürren Holz ihres Kranzes die feinſten Roſen ragen, und er entſchuldigt ihr ausſichtsloſes Unterfangen, gegen die Sonne zu kämpfen, mit dem bündigen Hinweis:

„Poeten ſind's, ſo laß ſie ungeſchlagen!
Denn ſolche, weißt du, haben immer recht."

Zu den bekannteſten Gedichten Kellers gehört aber ſeine Erwiderung auf das Gedicht von Juſtinus Kerner „Unter dem Himmel", das 1845 im „Morgenblatt" erſchien. Der ſchwäbiſche Romantiker hatte ein Klagelied geſungen über die neuen Erfindungen der Technik, durch die die Poeſie aus der Welt vertrieben werde. Der Dampfwagen und vielleicht in Zukunft gar einmal das Luftſchiff werden die ſtille Schönheit der Natur, ihren erhabenen Frieden gründlich zerſtören. Echt romantiſch fängt er an:

„Laßt mich in Gras und Blumen liegen
Und ſchau'n dem blauen Himmel zu,
Wie goldne Wolken ihn durchfliegen,
In ihm ein Falke kreiſt in Ruh'.

Die blaue Stille ſtört dort oben
Kein Dampfer und kein Segelſchiff,

Nicht Menſchentritt, nicht Pferdetoben,
Nicht des Dampfwagens wilder Pfiff.

Laß ſatt mich ſchaun in dieſer Klarheit,
In dieſem ſtillen, ſel'gen Raum:
Denn bald könnt' werden ja zur Wahrheit
Das Fliegen, der unſel'ge Traum."

Mit bitterer Ironie malt er dann dieſe neue Zeit und ihre Folgen aus. Die Vögel fliehen aus der Luft, ſtatt der Lerchen ſieht man ſtumme Söhne Britanniens durchs Blau ſchiffen:

„Schau ich zum Himmel, zu gewahren,
Warum's ſo plötzlich dunkel ſei,
Erblick' ich einen Zug von Waren,
Der an der Sonne ſchifft vorbei.

Fühl' Regen ich beim Sonnenſcheine,
Such' nach dem Regenbogen keck,
Iſt es nicht Waſſer, wie ich meine,
Ward in der Luft ein Ölfaß leck."

Von der längeren Erwiderung Kellers auf dieſes Gedicht ſind die folgenden Strophen am bezeichnendſten:

„Dein Lied iſt rührend, edler Sänger,
Doch zürne dem Genoſſen nicht,

Wird ihm darob das Herz nicht bänger,
Das dir erwidernd alſo ſpricht:

Die Poeſie iſt angeboren
Und ſie erkennt kein Dort und Hier!
Ja, ging die Seele mir verloren,
Sie führ' zur Hölle ſelbſt mit mir ...

Was deine alten Pergamente
Von tollem Zauber kund dir tun,
Das ſeh' ich durch die Elemente
In Geiſtesdienſt verwirklicht nun.

Ich ſeh' ſie keuchend glühn und ſprühen,
Stahlſchimmernd bauen Land und Stadt,
Indes das Menſchenkind zu blühen
Und ſingen wieder Muße hat.

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftſchiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann ſein?

Dann bög' ich mich, ein ſel'ger Zecher,
Wohl über Bord von Kränzen ſchwer,
Und göſſe langſam meinen Becher
Hinab in das verlaſſ'ne Meer."

Wie mit einem Scheinwerfer beleuchten diese beiden Gedichte den Punkt, an dem sich Keller von den romantischen Schwabendichtern jener Zeit scheidet. Bei diesen eine wehmutsvolle Ruheseligkeit, eine unwirsche Abwendung von Zeit und Gegenwart, eine ausgesprochene Neigung, sich in die stillen Reize einer lieblichen Natur einzuspinnen. Bei Keller ein tapferes Erfassen der Wirklichkeit, eine wagemutige Zuversicht gegenüber dem Neuen, das die Zukunft bringt, ein frischer Kämpfersinn, der entschlossen ist, auch ungewohnten Erscheinungen der Gegenwart ihre Poesie abzugewinnen. In mancher Hinsicht sind die Stimmungen der schwäbischen und der schweizerischen Dichter noch heute von ähnlicher Färbung. Oft möchte man unseren dichtenden Schwaben etwas von jenem kühnen Trotz wünschen, der die Schweizer zum Ringen mit neuen, abseits vom begangenen Wege liegenden Problemen und Stoffen befähigt und ihrem Schaffen jene kräftige Herbheit gibt, welche die mehr in sich versunkene weltscheue und ruheselige Art der Schwaben häufig zu sehr vermissen läßt.

Wenn Keller zu den gegenwartsfremden Zügen in der Art Kerners, die sich mitunter zu einer wehmutsvollen Todessehnsucht steigern

konnten, kein inneres Verhältnis fand, so war sein Vergnügen an Kerners Humor um so ungeteilter. Vor allem die „Reiseschatten“ gehörten zu seinen Lieblingsbüchern. „Man mußte ihn“, so berichtet Kellers Biograph, „die verrücktesten Szenen dieser Dichtung in behaglicher Stunde erzählen, vielmehr nachdichten hören, um zu erfahren, wie der sonst so Schweigsame auftauen konnte. In Szenen wie der von dem Mann mit den weißen Mäusen, der Konzerte auf einer Gansgurgel gibt, oder in der anderen von dem Koch, der in dem heißen Postwagen den verschmachtenden geistlichen Herrn mit der sachkundigen Beschreibung eines leckeren Mahles zur Raserei bringt, konnte er sein ausgesprochenes komisch-mimisches Talent nach Herzenslust spielen lassen.

Die anderen schwäbischen Dichter aus den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts erwähnt Keller wohl hie und da, ohne daß jedoch von einem näheren Verhältnis zu ihnen die Rede sein könnte. In seiner Jugend war er ehrlich für Wilhelm Hauff begeistert. Im Juli 1838 schreibt er in sein Tagebuch: „Habe zum erstenmal gelesen; Hauffs ‚Gedichte‘, ‚Lichtenstein‘, ‚Märchen‘, ‚Mann im Monde‘, ‚Phantasien im Bremer Ratskeller‘. Hauff

ſcheint mir ein wahres Genie, ein Dichter zu ſein. Er hat jenen einfachen, naiven und doch ſo tiefen und bezaubernden Stil, der an Goethe ſo hinreißt, wenigſtens mich. Da iſt nichts Geſuchtes, nichts Geſchrobenes, die Ausdrücke und Bilder ſind einem aus der Seele gegriffen, man weiß keine anderen paſſenden zu finden. Und dann die liebliche, immer mit neuen Farben blühende Phantaſie! Nachdem ich den ‚Mann im Monde' geleſen, will ich nächſtens den ‚Clauren' leſen, um zu ſehen, inwieweit er recht hatte." Es liegt etwas jugendlich naiver Überſchwang in dieſem Urteil über den liebenswürdigen, frühverſtorbenen Sänger des „Morgenrot". In ſpäteren Jahren findet ſich keine Erwähnung Hauffs mehr in Kellers Werken und Briefen. Ferner hatte der Achtzehnjährige einige Gedichte von K. Mayer und Fr. Haug in ſein Tagebuch eingetragen. Mit dem erſteren kam er nachmals auch perſönlich zuſammen, wenigſtens erzählt Karl Mayer, er habe im Jahr 1856 in Zürich auch mit dem „ihm ſo viel geltenden" Gottfried Keller verkehrt. Über Hermann Kurz findet ſich bei Keller keine Äußerung. Zwar wird die Ausgabe der „Geſammelten Werke von Kurz" gelegentlich erwähnt, aber nur um zu rühmen, wie hingebend

und interessant Paul Heyse, der Herausgeber, in der Einleitung über Hermann Kurz geschrieben habe, und wie ganz anders das bei aller mutigen Freundschaft klinge als das bloß koteriemäßige Loben und Patronisieren. P. Heyse versuchte auch, die beiden ihm befreundeten Dichter einander näherzubringen, indem er Keller aufforderte, für einen von Kurz neubegründeten Volkskalender einen Beitrag zu liefern. Der Kalender sollte dem schwäbischen Dichter die Mittel zur Übersiedlung nach München liefern. Doch kam das Unternehmen aus anderen Gründen nicht zustande. Keller, der nebenbei kein begeisterter Freund solcher Gelegenheitsarbeit war, hätte wohl auch, seinem Schweigen nach zu schließen, gerade nichts für diesen Zweck Geeignetes zur Verfügung gehabt. Schade, daß der Dichter von „Schillers Heimatjahren", dessen goldenen Humor in den „Beiden Tubus" Keller zu würdigen der rechte Mann gewesen wäre, offenbar dem Züricher Meister nicht näher bekannt wurde, oder daß Keller uns seine Eindrücke von den Werken dieses Schwaben nirgends vermerkt hat.

Um so mehr erfreut man sich der Wärme, womit sich Keller bei verschiedenen Anlässen über Eduard Mörike aussprach. Wie hätte er auch

den echten Goldgehalt, die künſtleriſche Feinarbeit in den Dichtungen des Pfarrherrn von Cleverſulzbach überſehen können! Wie nahe die beiden ſich in manchen Zügen ihrer dichteriſchen Art berühren, zeigen ſchon die viel beachteten Ähnlichkeiten in der Anlage ihrer Jugendromane. „Hier wie dort“, führt A. Frey in ſeinen „Kellererinnerungen“ aus, „eine Künſtlergeſchichte, ein junger Maler, der durch widrige Fügung des Schickſals und unzureichendes Talent untergeht, mit der Gabe phantaſtiſcher Geſtaltung und ſtarker Empfindung ausgeſtattet, aber außerſtande, das Techniſche der Kunſt ſich hinreichend anzueignen. Nolten ſchwankt zwiſchen der blonden Agnes und der dunklen Elſe, Heinrich zwiſchen der blonden Anna und der ſchwarzhaarigen Judith. Hier ſteht die Gräfin Konſtanza, dort das Grafenkind Dorothea. Die wichtigſte und durchſchlagendſte Ähnlichkeit will ich nur andeuten, nämlich die geradezu erſtaunliche Übereinſtimmung zwiſchen den Parallelfiguren Larkens und Lyß.“ Auch H. Mayne, der Biograph Mörikes, hebt hervor, wie ſehr ſich ein Vergleich zwiſchen den beiden Dichtungen aufdränge. Sie ſeien zugleich die Haupt- und Erſtlingswerke ihrer Schöpfer und enthalten außerordentlich viel Erlebtes. Beide Dichter

seien zum Roman gekommen, nachdem sie sich fälschlich für geborene Dramatiker gehalten. Heinrich Lee sei Maler wie Nolten, in beider Liebesleben spiele ein zartes Kind und ein dämonisches Weib die Hauptrolle, die sie zeitweilig an eine Vertreterin adeliger Lebenskreise abtreten. Beide stehen unter einer offenbaren tragischen Tendenz ihrer Dichter: der zypressendunkle Schluß des „Grünen Heinrich" entspreche dem weltgerichtlich düsteren bei Mörike. Und auch in ihrer noch unfertigen Technik, die des episodischen Beiwerks nicht recht Herr wird, gleichen sich die Dichter, die später, ihre Schwächen klar erkennend und von der Urfassung gleich schroff sich lossagend, in langwieriger Bemühung sich durchgreifenden Umarbeitungen unterzogen. Freilich, wer auf Grund dieser Ähnlichkeiten auf eine Beeinflussung Kellers durch Mörike schließen wollte, wie Frey es tun zu müssen glaubte, der hat bestimmte Äußerungen Kellers gegen sich. Wie er 1877 seinem und Mörikes Verleger F. Weibert in Stuttgart für die freundliche Zusendung des umgearbeiteten und neuherausgegebenen „Nolten" dankt, fügt er hinzu, er habe das Buch sogleich, und zwar zum erstenmal, gelesen. Es mache einen tiefen, obgleich nicht klaren Eindruck auf ihn, den er vorerst be-

meistern müsse. Darnach lernte Keller den „Nolten“ damals erst kennen. Das wird auch durch einen Brief an Heyse aus demselben Jahre bestätigt, wo Keller ebenfalls bemerkt, er habe in letzter Zeit zum erstenmal in Mörikes „Nolten“ gelesen. Er sei in einer fortwährenden Sonntagsfreude über all das Schöne und all die Spezialschönheiten gewesen, bis er am Schluß in das tiefste und traurigste Mißbehagen geraten sei wegen der mysteriös dubiösen Weltanschauung einer Dämonologie, die nicht einmal religiöser Art sei. „Was soll“, ruft er unwirsch aus, „um Gottes willen das Auge voll Elend der gespenstisch abziehenden Holden sagen? Und wo geht er denn hin mit der Zigeunerin?“

Die Lyrik der beiden Dichter scheint auf den ersten Anblick grundverschieden. Bei Mörike der glockenreine Einklang eines Gemüts, das abseits von der Welt sein Genüge findet, eine über ahnungsvollen Traumtiefen schwebende Innigkeit, der duftige Flaum zartester Unmittelbarkeit, ein still versunkenes Hinablauschen nach dem Murmeln verborgener Quellen. Bei Keller eine männlich bewußte, in leuchtenden Bildern und Farben schaffende Geistesklarheit, ein machtvoller Drang nach Aufhellung und Belichtung der dunklen Tiefen, nach entschlossener

Auseinanderſetzung mit den Fragen der Zeit, den Rätſeln des Lebens, den Dämmerzuſtänden der Gefühlswelt, ein Bedürfnis, aus den Erſcheinungen und Erlebniſſen faßbare Wahrheiten und Lehren zu ziehen. Dabei iſt aber doch beiden gemeinſam die Fähigkeit, das Abſtrakte, Gedankenhafte, Verſchwebende in lebendige Anſchauung zu verwandeln und die liebevolle Andacht zum Leben in ſeinen feinſten und zarteſten Äußerungen. In den früheren Gedichten Kellers ſind die Stellen, die mörikemäßig anmuten, ſeltener, wenn ſie auch, wie beſonders in den Naturgedichten, nicht fehlen. So berührt ſich die traumhelle Stimmung in dem Gedicht „Stille der Nacht“: „Willkommen, klare Sommernacht“ auch mit dem Ton Mörikes, und das Bild der Eidechſe mit der zartblaß wie Röschen blühenden Bruſt in „Lebendig begraben“ gemahnt lebhaft an den ſchwäbiſchen Lyriker. Später, als Keller mit der von ihm hochgeſchätzten Lyrik Mörikes näher bekannt und vertraut wurde, werden ſolche Züge häufiger. Die „Rheinbilder“ (1878) zeigen das Streben nach äußerſter idylliſcher Schlichtheit, die an Mörike denken läßt. „Der Abend auf Golgatha“ (1882) klingt an die religiös gefärbten Gedichte Mörikes an, und auch die „Kleine

Paſſion“ mag an den feinen ſchwäbiſchen Idylliker erinnern.

Was Keller an Mörike beſonders ſchätzte, das war ſeine wunderſame Märchenphantaſie, die ihre zarten Fäden aus reinem Golde ſpinnt und daneben ſo ergötzlich in dem barocken Spiel eines putzigen Humors ſich ergehen kann. So finden wir immer wieder in Kellers Briefen den Ausdruck warmer Bewunderung für Mörike, beſonders auch für ſeine köſtlichen Märchen und Erzählungen. Meiſt ſchließt ſich dann an den Ausdruck dieſer Hochſchätzung ein unwirſcher Seitenblick auf die Verſtändnisloſigkeit, die der dichteriſchen Feinkoſt und dem echten Gold des Schwaben vom deutſchen Volk entgegengebracht wurde. So ſchrieb Keller an H. Fiſcher, als dieſer ihm ſein Lebensbild Mörikes im Jahr 1881 zuſandte: „Je unempfindlicher die große Maſſe auf ihrem Faulbett dem unvergleichlichen Manne gegenüber fortwährend ſich verhält, deſto erquicklicher lieſt ſich jedes neue Zeugnis, welches für ihn geleiſtet wird, da es uns immer mit dem Gefühle freundſchaftlichen Einverſtändniſſes ‚aufheitert‘, wie man in manchen Alemannengegenden ſagt. Dieſer Tage hat mich wieder eine ſeiner Spezialſchönheiten entzückt; die einzige Art, wie er Liebe und Mit-

leid zur gequälten Tierwelt poetiſch geſtaltet hat in dem Märchen ‚Der Bauer und ſein Sohn'. Wie der Engel den müden Hanſel auf die Weide führt und ihm die Beulen mit zarter Hand glatt ſtreicht, die Worte: ‚dem wackeren Hanſel geht's noch gut' uſw., alles dies iſt geradezu herzerhebend, eine poetiſche Gerechtigkeit, die in manchem Koloſſalwerke nicht wirkſamer auftritt." In einem Brief an Heyſe ſpricht er ſein Vergnügen über das Wichſerezept im „Hutzelmännlein" aus, das der Pechſchwitzer dem Bläſe mitteilt, und bemerkt dazu mit Wärme: „Dieſe kriſtallklare, ſchuldloſe und doch überlegene Schalkhaftigkeit hat doch kein Zweiter!" So bekennt Keller auch Storm gegenüber, wenn die Rede ſei von Mörike, ſo laufe er immer wiederholt nach ſeinen Bänden, um ſich dieſer oder jener Stelle gleich zu verſichern und halbe Stunden lang fortzuleſen. Die Kleinheit der Mörikegemeinde könne nur in ſchmerzlicher Weiſe den Defekt unſeres allgemeinen Bildungszuſtandes beſtätigen. So hat denn auch Keller den Dichter, der die Blume der Alten vom ſchlanken Stengel abgepflückt und dabei doch die feinſten Säfte der Heimatſcholle in ſich geſogen hatte, als famoſen Poeten von unvergleichlicher Feinheit und Anmut geprieſen,

der ihm vorkomme, als wenn er der Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin wäre. Und wie der Züricher Dichter mit seiner Vorliebe für die Verkleinerungsform und das Beiwort „zierlich“ die Stilgrazie des Schwaben besonders zu schätzen wußte, so stellte auch Mörike die Dichtungen des Schweizers sehr hoch. „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ war ihm bis auf den für sein Gefühl zu sinnlichen Schluß eine makellose Dichtung, und die „Sieben Legenden“ bereiteten ihm den höchsten Genuß. In der Tat berührt sich ja auch die Kunst Kellers kaum in einem seiner anderen Werke so nahe mit dem Ton der Märchendichtung Mörikes. F. Weibert schrieb nach dem Erscheinen der „Legenden“ nach Zürich: „Mörike wußte an keinem neueren Buch eine vollendetere Darstellung zu rühmen als an den „Legenden“. Keller gab darauf seiner Freude über Mörikes Urteil warmen Ausdruck, wie er auch gelegentlich sich über den „Literaturneger“ Heinrich Kurtz, der sich in seiner Literaturgeschichte über Mörike so verständnislos ausgesprochen hatte, kräftig ausließ. So wurde denn Keller durch die Nachricht vom Tode Mörikes aufs tiefste bewegt. Er schrieb am 28. Juni 1875 an Emil Kuh: „Der edle Mörike ist nun auch gestorben. Ganz im Sinne

ſeines Weſens und Schickſals habe ich die Nachricht nicht a tempo gleich zuerſt erfahren oder geleſen, ſondern erſt im Verlaufe der Tage und Wochen aus reproduzierenden entfernteren Zeitungen. Es war ganz die Situation, wie wenn man ſagt: ‚Iſt der oder jener denn tot? Seit wann denn? und einem erwidert wird: Wiſſen Sie das noch nicht? Schon ſeit vier Wochen!‘ Herr Jeſus! Es iſt gewiſſermaßen wie beim Abſcheiden eines ſtillen Zauberers im Gebirge oder beim Verſchwinden eines Hausgeiſtes, das man erſt ſpäter innewird.“ Und wie er im Laufe des Jahres noch mehrfach auf das Scheiden Mörikes zurückkommt, meint er, es ſei mit ſeinem Hingang, als wenn ein ſchöner Junitag dahin wäre. Der Gedanke, daß das Bewußtſein davon auch jetzt noch nicht allgemein werde, ſei eine entmutigende Ausſicht für alle, die nicht auf der Landſtraße im Staub und Dreck forttraben.

Gottfried Keller und die Schwaben seiner Zeit

Seiner Weltanschauung, seinen politischen, philosophischen und religiösen Überzeugungen nach war Gottfried Keller ein Sohn der vormärzlichen Zeit. So stand er denn auch den Schwaben, die während dieses Zeitabschnittes im geistigen und literarischen Leben eine führende Rolle spielten, mannigfach nahe. Als der begeisterte Schüler von Ludwig Feuerbach, der er während seiner Heidelberger Zeit geworden war, hatte er für Hegel und seine Schüler nicht allzuviel übrig. Er sah in dem großen schwäbischen Denker und Begriffsdichter vor allem den Vertreter eines willkürlichen Subjektivismus, der sich nicht scheut, die Wirklichkeit zu vergewaltigen.

Dagegen fand er mehrfach Anlaß und Gelegenheit, seiner Schätzung für David Friedrich Strauß Ausdruck zu geben. Als 1839 die Berufung des schwäbischen Theologen an die Hochschule in Zürich den bekannten „Straußen-

handel“ und „Züriputsch“ nach sich zog, weilte der damals zwanzigjährige Gottfried Keller in Glattfelden, um die Zustimmung seines Vormunds und Oheims für seinen Münchener Aufenthalt zu gewinnen. Er gehörte zu den „Straußen“, den Radikalen, und als die Bauern gegen die Stadt marschierten, um die Regierung zu stürzen, die das Volk dem Antichrist verkaufen wolle, und die Glocken Sturm läuteten, warf der junge Keller, der eben mit dem Oheim beim Öhmden war, seine Gabel weg und eilte, ohne etwas zu genießen, nach der Hauptstadt, um der bedrohten Regierung beizustehen. Seither verlor er den Verfasser des „Lebens Jesu“ nicht aus dem Auge. Besonders schätzte er die „musterhaften Biographien“, die der „edle und liebenswerte Mann“ verfaßte. Er freut sich in seiner Anzeige von Vischers „Kritischen Gängen“ aus dessen Aufsatz über Strauß zu erfahren, daß von diesem weitere Biographien deutscher Dichter, vielleicht sogar ein Leben Goethes zu erwarten seien, und bemerkt: „Wir müssen gestehen, daß uns solche Bücher von dem gemessenen, sicheren Mann, der aber gleich Vischer seine künstlerisch schaffende, wärmende Ader hat, wie ein frischer Luftzug in unser angehendes Alexandrinertum hinein erscheinen würden.“ In den achtziger

Jahren trägt er sich mit dem Plan, Strauß und Vischer als lyrische Dichter und Nichtdichter zusammenzuhalten und eine Würdigung des Talentes und lyrischen Bedürfnisses zweier so bedeutender, in so verwandter Lage befindlicher und sich nahestehender Männer zu geben. Der Plan kam nicht zur Ausführung, aber man kann sich bei der Gesinnung des Dichters gegenüber dem mutigen und folgerichtigen Denker wohl vorstellen, daß ihm der Angriff Nietzsches auf Strauß in seinen unzeitgemäßen Betrachtungen auf keine Weise zusagte. Er murrte über den monotonen Schimpfstil der Schrift und verurteilte sie als das „knäbische Pamphlet eines Spekulierburschen."

Für die dichterische Entwicklung Kellers sollte vor allem auch der bekannteste unter den politischen Dichtern der vormärzlichen Zeit, der zwei Jahre vor Keller, 1817, in Stuttgart geborene Georg Herwegh bedeutsam werden. Als Keller nach der Rückkehr aus München unentschieden zwischen der Malerei und dichterischen Plänen hin und her schwankte, da gärte und tobte es auch sonst in ihm wie in einem Vulkan. Sein Inneres war von einer allgemeinen philosophisch-religiös-politischen Umwälzung erschüttert. Er las jetzt vor allem

die Erzeugniſſe der zeitgenöſſiſchen Literatur, und „eines Morgens,“ ſchreibt der Dichter vierunddreißig Jahre ſpäter in ſeinem Aufſatz „Autobiographiſches“, „da ich im Bett lag, ſchlug ich den erſten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenſtoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt. In den gleichen Tagen fiel mir das Buch „Schutt“ von Anaſtaſius Grün in die Hände, und nun begann es in allen Fibern rhythmiſch zu leben, ſo daß ich genug zu tun hatte, die Maſſe ungebildeter Verſe, welche ich täglich und ſtündlich hervorwälzte, mit raſcher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der erſten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenſchaft war eine Hauptader meiner Dichterei, und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verſe ſkandierte. Das erſte Produkt, welches in einer Zeitung gedruckt wurde, war ein Jeſuitenlied. Andere Dinge dieſer Art folgten, Siegesgeſänge über gewonnene Wahlſchlachten, Klagen über ungünſtige Ereigniſſe, Aufrufe zu Volksverſammlungen, Invektiven wider gegneriſche Parteiführer uſw., und es kann leider nicht geleugnet werden, daß

lediglich diese grobe Seite meiner Produktionen mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb." Daß es unter diesen Umständen in dem ersten 1846 erschienenen Gedichtband Kellers, der „etwas Naturstimmung, etwas Freiheits- und etwas Liebeslyrik" enthielt, an Anklängen an die „Gedichte eines Lebendigen" nicht fehlte, kann weiter nicht wundernehmen. Überall in den feurigen Freiheitsbekenntnissen spürt man neben den Anregungen, die von Grün ausgingen, vor allem den blendenden, zornigen Stil Herweghs durch, besonders in den begeisterten Ausrufen, den leidenschaftlichen Fragen, den eindringlichen Kehrreimen. Mehrfach werden Motive Herweghscher Gedichte aufgenommen, auch wenn sie in den Mund des Schweizers nicht ganz passen. Stark wiegt bei Keller nach Herweghs Vorgang die erregte Betrachtung mit ihren kettenartig weiterwandernden Gedankenblitzen vor. Neben den einzelnen Ähnlichkeiten, die von der Forschung längst nachgewiesen sind, dürfte vor allem auch Kellers Vorliebe für das Sonett in seiner ersten Sammlung auf den Einfluß seines Vorbildes zurückgehen. Wie Herwegh, so verwendet auch Keller das Sonett gern zu scharf umrissenen Bildnissen von Persönlichkeiten, literarischen Erscheinungen usw.

oder zu politiſchen Betrachtungen und Ausfällen. Auch ſeinem Anreger ſelbſt hat Keller in zwei Sonetten gehuldigt, von denen das eine in die „Geſammelten Gedichte“ aufgenommen wurde. Keller preiſt darin Herwegh als ſchäumend brauſenden jungen Wein, als einen Wecker für den Frühling, und er ſchließt:

„Doch wenn nach Sturm der Friedensbogen lacht,
Wenn der Dämonen finſtre Schar bezwungen
Zurückgeſcheucht in ihres Urſprungs Nacht:
Dann ſoll dein Lied, das uns nur Sturm geſungen,
Erſt voll erblühn in reicher Frühlingspracht:
Nur durch den Winter wird der Lenz errungen!“

Der feine Vorbehalt in dem Lob, das Keller hier der Lyrik Herweghs ſpendet, iſt in ſeinem ſcharfen Blick begründet, dem das Aufgebauſchte, Verblaſene, Unechte, Empfindſame, kurz das Blendertum in dem Weſen des ſchwäbiſchen Freiheitsdichters nicht entging. Auch zeigte jede Vergleichung der Kellerſchen Jugendgedichte mit der Lyrik Herweghs, wie der Schweizer überall dem „Lebendigen“ in der gedrungenen Sachlichkeit, der knappen Phraſenloſigkeit, der größeren Wucht der Empfindung überlegen iſt. Sein Dichten hängt viel enger als das

Herweghs mit bestimmten politischen Vorgängen in seinem Vaterland zusammen.

Je mehr dann Keller während der vierziger und fünfziger Jahre besonders im Kreise von L. Follen und von K. Schulz mit Herwegh auch persönlich in Berührung kam, desto mehr befestigte sich in ihm der Eindruck, daß der in Wort und Lied so schwungvoll ausholende Freiheitssänger im Grunde nie wahre Leidenschaft gefühlt habe. Besonders verstimmte es den aller Pose und Eitelkeit abholden Keller, daß der poetische Revolutionär einen geckenhaften Zug nicht verleugnen konnte, bloß Champagner trank — „das kommt mir zu“ pflegte er auch in der Zeit seiner starken finanziellen Bedrängnis zum Ärger Kellers zu sagen —, daß er sich Livreenbedienstete hielt und daneben mit Schuster- und Zimmermannsgesellen in Revolution machte. Ein Gedicht von Keller gibt diese Eindrücke wieder:

„Da saßen wir Polemiker
Es flog der Kork, wir tranken toll
Ein blaß Gebräu der Chemiker,
Das schäumend auf und nieder quoll.

Wir heulten, schrien und fackelten
Vom armen Proletarierpack;

Inzwiſchen aber wackelten
Die letzten Taler aus dem Sack.

Da plumpte uns Entledigten
Ein ſpäter Bettler ſcheu die Quer' —
Wir prophezeiten, predigten;
Doch fand er keinen Stüber mehr.

Doch ohne Arg verhandelten
Wir noch ſein Elend ſo und ſo,
Als wir nach Hauſe wandelten,
Der Weisheit für und wider froh."

In der Folge wurde dann Keller das renommiſtiſche Treiben Herweghs und ſeiner Frau immer mehr zuwider, und er ſah das Paar ohne Bedauern aus Zürich verſchwinden.

Auch die Beziehungen zu einem anderen politiſchen Flüchtling aus Schwaben erkalteten im Lauf der Zeit und endeten mit einem ſcharfen Bruch. Johannes Scherr, der Lehrerſohn von Rechberg bei Gmünd, der Bruder des auch von Keller geſchätzten und um die Schweiz verdienten Schulmannes Thomas Scherr, begrüßte in ſeinem während der vierziger Jahre erſchienenen Büchlein „Die Schweiz und die Schweizer" als einer der erſten Keller mit großer Wärme.

Er pries ihn im Blick auf seine ersten Gedichte als verheißungsvollen Stern der Schweizer Literatur. Seine Gedichte seien echte Alpenrosen, die Rebe seiner Poesie ranke am Stabe des deutschen Gedankens empor, und er schütte ein Füllhorn herrlichster Blumen und Früchte vor uns hin. Als Scherr dann Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich wurde, kamen beide mehrfach in gesellschaftliche Berührung. Keller schätzte den anregenden Unterhalter und guten Gesellschafter, und bei der Feier von Kellers fünfzigstem Geburtstag, an der auch Stuttgarter Sänger teilnahmen, die bei der Züricher „Harmonie" auf Besuch weilten und ihre Abreise wegen Kellers Ehrentag verschoben hatten, war auch Scherr unter den Festrednern. Aber dann scheint Keller durch Scherrs bewußten Grobianismus und Polterstil in seinen Schriften und Vorlesungen immer mehr abgestoßen worden zu sein. Er fühlte die gehätschelte Manier durch und klagt gelegentlich in einem Brief, Scherr werde immer trivialer und seiltänzerischer. Vielleicht hat Keller mit diesem Urteil auch mündlich nicht hinter dem Berg gehalten, vielleicht lagen andere Verstimmungen vor. Kellers Gesicht spiegelte, wie A. Frey in einer Nachlese zu seinen „Kellererinnerungen" in

der „Deutschen Rundschau“ vom Januar 1919 bemerkt, den flüchtigsten Wolkenschatten, und er pflegte auch geringere Dosen Aberwillen nicht zu verheimlichen. Jedenfalls erfolgte anfangs der sechziger Jahre ein Ausfall Scherrs gegen Keller, den dieser mit Recht als recht kannibalisch und niederträchtig empfand. In seiner „bösen Geschichte“, „Porkeles und Porkelessa“ behandelte Scherr mehrfach in durchsichtiger Verhüllung Züricher Verhältnisse und Persönlichkeiten. Dabei wird auch Keller nicht geschont, sondern in grobklotziger Weise heruntergezogen. Er tritt als Dichter Allwin vom Schneckenhorn auf und wird als Erfinder des epochemachenden Genres der Nestgeschichten, als Verfasser des unerhörten Romans „Die grüne Blaumeise“ eingeführt. Es ist davon die Rede, daß der phänomenale Dichter nie etwas erlebt habe als Affen und Kater, daß er nichts als naturloses, gemachtes, grundverlogenes Zeug vorbringe mit einer Prätension, wie sie nur verhätschelter Selbstgefälligkeit eigen zu sein pflege. Und in dieser Art geht es im Stil einer plump-unflätigen Revolverpresse weiter. Keller sah in diesem Vorgehen einen längst erwarteten Rückschlag gegen das milde Beifallslüftchen, das ihm seit ein paar Jahren geweht. Immerhin war er einigermaßen

überraſcht, daß ein fünfundſechzigjähriger Mann und Schriftſteller ſich nicht für zu gut zu derartigen Streichen gehalten habe, zumal da ſich Scherr anſcheinend immer gut zu ihm geſtellt und er nie ein Wort gegen Scherr geſchrieben habe. Ob in dem Epigramm Kellers „Redneriſche Hiſtrionen“

„Einer flötet wie Honig ſo ſüß, der andere lümmelt,
Doch vor dem gleichen Trumeau wurden die
Reden ſtudiert!“

an Scherr gedacht iſt, ſei dahingeſtellt. Mündlich ließ er wohl ſeinen Freunden den Wunſch durchblicken, daß dem Widerſacher eines ausgewiſcht werde für ſeinen Überfall: In der Tat ritt auch Bächtold in der „Neuen Züricher Zeitung“ eine Attacke gegen Scherr, die ihm aber wenig Freude und Dank einbrachte.

Nähere und wertvollere Beziehungen verbanden Keller mit Berthold Auerbach, dem zu Nordſtetten im württembergiſchen Schwarzwald geborenen Verfaſſer der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“. Die beiden lernten ſich während ihrer Heidelberger Zeit in den Jahren 1848 und 1849 kennen. Sie hörten u. a. beide damals Henles Vorleſungen über Anthropologie.

Auf der Heimreise von Berlin im November 1855 besuchte Keller den ihm befreundeten Hettner in Dresden und sah dort auch Auerbach, der sehr zutunlich gegen ihn war. Er zeigte auch gleich im April 1856 als einer der ersten den ersten Band der neuerschienenen „Leute von Seldwyla“ in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ in wohlmeinender warmer, aber nicht eben tiefdringender Weise an. Für Keller war übrigens die Besprechung in Anbetracht ihres berühmten Verfassers wie der angesehenen Zeitung, in der sie erschien, sehr förderlich. Er dankte denn auch dem Verfasser in einem warmen, humorvollen Brief für den angenehmen Vorschub, den sie ihm schon in seiner nächsten gesellschaftlichen Umgebung geleistet habe. „An allen Ecken wurde mir förmlich gratuliert, Leute, die mir ferner stehen, zogen vor mir den Hut ab, überall wurde ich angehalten und beschnarcht, als ob ich das große Los gewonnen oder mich kürzlich verlobt hätte, so daß ich bald ausgerufen hätte: hol' der Teufel den Auerbach! Ich habe scheint's gar nichts getaugt, eh dieser Eichmeister mich in der ‚Allgemeinen' geeicht hat!“ Auch später wies Auerbach immer wieder kräftig auf Keller hin, indem er die „Legenden“ in der „Allgemeinen Zeitung“, den zweiten Band der „Leute

von Seldwyla“ und die „Züricher Novellen“ in der „Rundschau“ würdigte. Keller bemerkte im Blick auf diese literarischen Liebesdienste einmal schalkhaft, nun sei er bald Auerbachs Keller. Außerdem war der Züricher Dichter bald auch in geschäftliche Verbindung mit dem betriebsamen Kalendermann Auerbach gekommen, der ihn um Beiträge für seinen „Deutschen Volkskalender“ angegangen hatte. Im Jahre 1860 entstand für diesen Zweck die Novelle, die Auerbach, der Titelfinder, wirkungsvoll „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ taufte. Die Briefe, die Keller vom Mai bis September 1860 in Sachen dieser Novelle an seinen bald launig, bald brummig als „Brotherr“ und „Arbeitgeber“ angeredeten Freund geschrieben hat, bilden einen Höhepunkt in den Beziehungen der beiden Dichter. Sie sind, wie der Biograph Auerbachs bemerkt, den Erzählungen Kellers ebenbürtig. Der schalkhaft umkleidete Ernst, mit dem Keller seine Pläne entwickelt, die sachliche Klarheit, womit er von Auerbach zur Sprache gebrachte scheinbare Nebendinge: Interpunktion usw. erwägt und erledigt, machen diese Episteln zu Perlen in seinem Briefschatz. Auch sonst gewähren diese Briefe manchen lehrreichen Einblick in die Werkstatt und die An-

schauungen des Dichters, wie sie denn auch das Wort Kellers enthalten von der Pflicht des Poeten, dem allzeit trächtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zu zeigen als er schon sei, geradeso wie man schwangeren Frauen schöne Bilder vorhalte. Auch 1863 und 1866 lieferte Keller Beiträge für den Volkskalender Auerbachs, die Skizzen: „Verschiedene Freiheitskämpfer“ und der „Wahltag“. Die beiden Erzähler waren sich inzwischen auch wieder durch persönlichen Verkehr näher gekommen. Im Jahr 1865 war Auerbach in Zürich gewesen und hatte mit Keller Brüderschaft getrunken. Mag sein, daß die persönliche Berührung mit Auerbach Keller eher abkühlte als erwärmte. Wenn er nach einer bekannten Anekdote die stürmischen Umarmungsversuche des verspätet zu einem Mittagsschmaus in der Tonhalle eintreffenden Freundes abwehrte mit einem barschen: „Da! hocken Sie einmal nieder, die Suppe ist reif“, so blickt durch diese Abwehr deutlich das Unbehagen Kellers über derartige empfindsame Überschwenglichkeiten durch, die Auerbach nicht fremd waren. Auch Vischer war von solchen Zärtlichkeitsanwandlungen wenig entzückt. Aus anderen gelegentlichen Äußerungen erkennt man deutlich das Befremden, das Keller angesichts

einer gewiſſen berechnenden Abſichtlichkeit und Betriebſamkeit in Auerbachs perſönlicher und literariſcher Haltung empfand. So erzählte Keller, wie R. Wagners Selbſtbiographie zu entnehmen iſt, daß ihn Auerbach auf die Wege aufmerkſam gemacht habe, auf welchen man ſeine literariſchen Erzeugniſſe am beſten ins Publikum bringe und zu Geld mache. Vor allem aber habe er ihm angeraten, ſich eine ähnliche grüne Joppe und Kappe anzuſchaffen, wie er ſie trage. Denn da Keller gleich ihm nicht ſchön und hoch gewachſen ſei, ſo ſei es am beſten, ſich gleich ein derbes, drolliges Anſehen zu geben. Man kann ſich denken, mit welch grimmigem Schmunzeln der aller Poſe und Mache abgeneigte Keller ſolche gutgemeinten Ratſchläge angehört haben mag. Auch mit dem Bedürfnis des Verfaſſers der „Dorfgeſchichten“, überall dabei zu ſein, wo etwas los war, konnte ſich der Züricher Dichter nicht befreunden. Er nennt Auerbach gelegentlich einen rechten Kulturfanatiker, der ſich auf allen literariſchen Feſten herumtreibe und aufpflanze, auch wohl in unangenehmer Weiſe auf diejenigen ſtichle, die „durch ihre Abweſenheit ſich bemerklich machen wollen“. Die Art eines gewiſſen Literatentums, das überall Beziehungen zwecks gegenſeitiger Lobesverſiche-

rung anzuknüpfen und durch Zeitungsnotizen Stimmung zu machen ſucht, war Keller immer zuwider, und er konnte ſich der Wahrnehmung nicht verſchließen, daß auch Auerbach nur zu geneigt war, an dieſem Zipfel zu ziehen. So wurde er Auerbach gegenüber allmählich zugeknöpfter und ſchweigſamer, was auch Auerbach, der in ſeiner warmherzigen Weiſe weiterhin begeiſtert für Keller eintrat, nicht entging. Er äußerte ſich offenbar mehrfach verſtimmt über Kellers unmitteilſame Art, und Keller glaubte in ihm den Urheber von allerlei in Wiener und Berliner Zeitungen umgehenden Anekdoten ſehen zu müſſen, nach denen Keller für wohlwollende Beſprechungen mit Grobheiten und Sottiſen danke. Keller war zwar überzeugt, daß dieſe „Flunkereien“ nicht bös gemeint und wahrſcheinlich entſtellt waren, aber er drückt doch Heyſe gegenüber ſeine Genugtuung aus, daß er, Keller, ſich von der Beerdigung des „in Gott und ſeinem Judenheim ruhenden armen toten Bruders“ in Nordſtetten ferngehalten habe.

Auch den Werken Auerbachs ſtand Keller mit geteilten Gefühlen gegenüber. In ſeiner Würdigung „Gotthelfs“ findet er auch für Auerbachs „Dorfgeſchichten“ warme Worte: „Die ‚Dorfgeſchichten‘ ſind, mit Ausnahme des miſe-

rablen Reinhard in der ‚Frau Profeſſorin' alle friſch und geſund und ein feſttägliches Weißbrot für das Volk. Sie ſind ſchön gerundet und gearbeitet; der Stoff wird darin veredelt, ohne unwahr zu werden, wie in einem guten Genrebilde, etwa von Leopold Robert, und wenn ſie auch ein wenig lyriſch, oder wie ich es nennen ſoll, gehalten ſind, ſo tut das meines Erachtens der Sache keinen Eintrag." Bekanntlich hat Keller in ſeiner „Regine" das Motiv, das Auerbachs „Frau Profeſſorin" zugrunde lag, die Ehe Jakob Henles mit einem aus der Schweiz ſtammenden Dienſtmädchen, in bewußtem Gegenſatz zu dem Verfaſſer der „Frau Profeſſorin" behandelt. Auch über Auerbachs dramatiſche Beſtrebungen, beſonders den „Andreas Hofer", findet er ſehr ſcharfe Worte. Vor allem der Held, der nie das Maul auftue, als um dann und wann zu ſagen: „Mein Koaſer", dann aber wieder ſtill ſei und ſich zuletzt erſchießen laſſe, ſchien ihm kein tauglicher Mitſpieler in einer Haupt- und Staatsaktion. Keller glaubte die Schuld an dieſem Mißgriff in einem affektierten Haſchen des Verfaſſers nach ſchlagender Lakonik, Naivität oder, weiß der Teufel was, zu finden. Er bedauert dann, daß Auerbachs reiche Herzens- und Menſchen-

kenntnis, sein starkes Gemüt durch solche eigensinnige Willkürlichkeiten der Bühne verlorengehen. An anderer Stelle meint er anläßlich neuer dramatischer Versuche Auerbachs, die Birch-Pfeiffer habe es ihm offenbar angetan. Auch sonst ist in Kellers Äußerungen über die Werke und literarischen Unternehmungen des Freundes mehrfach nur eine mäßige Begeisterung zu spüren, wenn er auch gelegentlich mit entgegenkommender Höflichkeit warm rühmt, was daran zu rühmen ist. Er kann vor allem sein nutzbringendes und wirtschaftliches Lehr- und Predigtwesen und das in hundert kleine Portiönchen abgeteilte Betrachten nicht schmackhaft finden. Als er den Roman „Waldfried" zu Gesicht bekam, war er besonders unwirsch. In einem Brief an M. Exner brummt er, das Buch sei schwach und langweilig wie ein dreibändiger Volkskalender. Er habe es seiner Schwester hingeworfen mit einem Gemurre, worauf sie meinte, es werde eben jedem so gehen, wenn er alt werde. Übrigens sei es bei Auerbach nicht gerade das Alter, sondern seine verfluchte Altklugheit und sein Industrialismus. Mit diesen beiden Stichworten ist kurz zusammengefaßt, was Keller gegen Auerbach bei aller Schätzung seiner guten und liebenswerten

menſchlichen wie literariſchen Eigenſchaften im Grunde jederzeit auf dem Herzen hatte.

Beſonders nahe, freundſchaftlich und erſprießlich geſtalteten ſich die Beziehungen zwiſchen Keller und F. Th. Viſcher, dem Kernſchwaben, der 1855 bis 1866 am Polytechnikum und der Hochſchule zu Zürich den Lehrſtuhl für Literatur und Äſthetik innehatte, für den auch einſt G. Keller ſelbſt in Betracht gekommen war. Schon ehe Viſcher nach Zürich kam, hatte Keller ſeine Arbeiten mit Teilnahme verfolgt. Er fühlte offenbar die verwandte Geiſtesart durch. Und als nun Viſcher an der neuen Stätte ſeines Wirkens eintraf, da ergab ſich bald auch ein näheres perſönliches Verhältnis, waren ſich die beiden doch in manchen Zügen überraſchend ähnlich, vor allem in der tüchtigen, kraftvollen, geſunden Männlichkeit ihres Weſens. Ebenſo waren ſie gleichgeſinnt in dem tiefen Abſcheu gegen alles, was nach Ziererei und Unechtheit, nach Lüge und Heuchelei ausſah, in der Abneigung gegen Kirchentum und Geiſtlichkeit, in der warmen Vaterlandsliebe, in dem lebhaften Drang zu warnen, zu mahnen, zu ſchelten, wo ſie ein Unweſen und einen Unfug erblickten, in einem ſtark lehrhaften und erzieheriſchen Zug ihres Wirkens und Schaffens. Aber nicht minder

war auch beiden eine Freude angeboren am saftigen Schwank und lustigen Spaß, und in ihrer Weltanschauung vereinigt sich die Grundstimmung eines siegreichen und tiefsinnigen Humors mit dem starken Gefühl für die Tragik des Lebens. Keller schreibt in einem Brief an Petersen das schöne Wort: „Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind, aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt.“ Das ist auch ganz die Überzeugung Vischers, wie jeder bestätigen kann, der das Tagebuch Albert Einharts kennt. Wie in der Lebensauffassung und Weltanschauung so hatten die beiden auch in Temperament und Lebensart vieles Gemeinsame. Wie bei Vischer, so verflochten und befehdeten sich auch bei Keller vulkanische, ungebändigte Urwüchsigkeit mit straffer, zäher Willenskraft und verletzlicher, reizbarer Empfindlichkeit. Wie bei Keller so wohnte auch bei Vischer neben einer stachligen, kratzbürstigen Schroffheit eine feine Zartheit des Empfindens, die sich nach außen leicht in ablehnende Rauheit hüllte. Und wenn von Keller bezeugt wird, man habe ihn vielfach behandeln müssen wie ein leicht scheuendes Vollblut, so wird uns von

Vischer Ähnliches berichtet. Wo endlich Keller inneren Spannungen gern durch eine heftige Explosion mit Donner und Blitz, Hieben und Scherben Luft machte, da half sich in ähnlichen Lagen Vischer wenigstens mit einem jähen Auffahren oder seinem „Löwengebrüll“. Kurz, soviel Verwandtschaft mußte sich anziehen, und doch war auch wieder Verschiedenheit genug vorhanden, um von einem näheren Verhältnis geistige Anregung und Bereicherung für beide erwarten zu lassen. Vor allem war Keller Vischer gegenüber der größere Künstler und Dichter, der Schaffende, dessen Umgang für den Ästhetiker höchsten Gewinn bedeutete, und Vischer wiederum hatte vor Keller die ausgebreiteten Kenntnisse in Literatur- und Kunstgeschichte, die allseitige philosophische Schulung voraus und konnte dem Dichter so seinerseits manche Förderung bieten. So faßten sich nach der Übersiedlung Vischers nach Zürich die beiden bald genau ins Auge, wenn sie sich in Gesellschaft, bei Freunden oder beim Abendtrunk trafen, und die Äußerungen Kellers lassen deutlich erkennen, wie er immer mehr Gefallen fand an dem neuen Professor am Polytechnikum und seiner Art. „Er ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, hat sich aber ganz zu dem Universitätsvolk geschlagen“,

heißt es in einem Brief Kellers an Hettner von 1856. Im Hinblick auf die Trennung Vischers von seiner Frau stellt er fest, daß dieser sehr gekränkt und verbittert scheine, denn er gehöre durchaus nicht zu jenen ästhetischen Sündern, die mit eigener Haltlosigkeit und Gehaltlosigkeit unglückliche Ehen produzieren und dabei munter und guter Dinge seien. Dann berichtet Keller wieder über Vischers „sehr hübsche" Vorträge über Shakespeare, wobei sich Sachsen und Preußen über das Schwäbeln des Redners beklagen, worüber dieser seinerseits wütend werde. „Neulich," fügt Keller hinzu, „als Vischer aus einem norddeutschen Vortrag kam, sagte er, das soll nun das richtige Deitsch soin, wenn so e Kerle sagt statt verloren: ‚valoan' und statt Liebe ‚Lühbe'." Gegen Ludmilla Assing bemerkt er: „Wenn es in Preußen etwas helleres Wetter geben sollte, so müßte Vischer eigentlich nach Berlin geholt werden, wo er mit seiner einfachen, frischen, handfesten Natur eine ganz wohltätige Erscheinung abgäbe, denn das ästhetisierende Berlin ist nachgerade ein wenig sehr verschlissen." Dabei möchte aber der Dichter Vischer doch nur ungern in Zürich missen, „denn", schreibt er an Hettner, „er ist bei allen Launen doch noch einer von denen,

die einen Halt gewähren und deren Fleisch von guter, echter Textur ist. Auch hat er eine schöne künstlerische Ader, welche nicht nur seinem Metier zugute kommt, sondern auch seinen Umgang angenehm macht." So kamen sich der Dichter und der Ästhetiker bald immer näher. Sie trafen sich regelmäßig alle acht Tage in einem Wirtshausklübchen, sie tauschten ihre Ansichten über bedeutsame Neuerscheinungen wie „Hettners Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" aus, sie arbeiteten sich wohl auch in die Hand, wenn es galt, öffentlichem Ärgernis zu wehren, wie vor dem großen Frankfurter Bundesschießen, wo ein Züricher Bordellwirt sich dem Fähnlein der Schweizer Schützen anschließen wollte. Wohl durch Vischer, der selbst das Fest als Schütze besuchte, über den Fall unterrichtet, legte Keller öffentlich Einspruch dagegen ein, daß eine derartige Persönlichkeit mit rechtschaffenen Männern unter der schweizerischen Fahne zu schreiten wage. Und der Einspruch war nicht vergeblich. Weiterhin saßen beide miteinander im Festausschuß für die Schillerfeier im Jahre 1859. Und als zu Beginn der sechziger Jahre der Dichter den Mangel einer bestimmten bindenden und sicherstellenden Tätigkeit schmerzlich zu empfinden begann, da bemühte sich Vischer, ihn in Ver-

bindung mit Cotta und dem „Morgenblatt“ zu bringen. Er schrieb an Cotta, Keller drohe in seinem Zaudern und Nichtstun zu verkommen, man sollte ihn einigermaßen binden, ihm eine Zusage regelmäßiger Beiträge abgewinnen, da eine Fessel dieser Art höchst wohltätig für ihn selbst wäre. Vielleicht war es aber doch ein Glück, daß der wohlgemeinte Plan, den auch Keller selbst in einem Brief an Cotta betrieb, nicht zur Ausführung kam. Bei Kellers Art zu arbeiten hätte eine Verpflichtung dieser Art nur Unlust und Ärgernis für beide Teile gebracht.

Auch als Vischer wieder in seine schwäbische Heimat zurückberufen worden war, wurden die Beziehungen zwischen dem Züricher Dichter und dem Ästhetiker in Stuttgart weiterhin gepflegt. Als es sich um einen Verleger für die „Sieben Legenden“ handelte, erkundigte sich der Dichter bei Vischer über F. Weibert, den Inhaber der Göschenschen Buchhandlung, der Keller aufgefordert hatte, etwas für seinen Verlag zu liefern. Auch die Titelfrage und das von Keller geplante Vorwort für das Buch wurde von dem Dichter Vischer zur Begutachtung vorgelegt. Dieser widerriet den von Keller vorgeschlagenen Titel „Auf Goldgrund“ als grammatisch un-

bequem und zu subjektiv, und hielt auch ein humoristisches Vorwort, wie es Keller beabsichtigte, nicht für rätlich. In beiden Punkten hielt sich der Dichter an den Rat des Freundes. Bedeutsam für das Verhältnis der beiden wurde dann die eingehende Würdigung, die Vischer den Werken Kellers in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ von 1874 widmete. Die prächtige Arbeit, im Grunde die erste gewichtige und tiefer schürfende Studie über den Dichter, ist erweitert in Vischers „Altes und Neues“ abgedruckt, wo sie eine Zierde des Bandes bildet. Vischer schloß seine warmen und frischen Darlegungen von 1874 mit dem Wunsche, Keller möchte sich durch sein Amt nicht allzusehr vom dichterischen Schaffen ablenken lassen: „Denn, o Staatsschreiber von Zürich, Ihr schreibt staatsmäßig! Also mehr! bald mehr!“ Keller war über die Arbeit des Freundes sehr erfreut. „Ein so ausführliches Eingehen“, schreibt er an Weibert, „ist mir noch nie begegnet, und es freut mich sowohl die Kritik wie das Lob, beides gleich, auch kann ich sagen, daß ich zum erstenmal das hervorheben und zitieren höre, was man in der Stille, wie das so zu geschehen pflegt, hervorgehoben zu sehen wünscht.“ In seinem Dankbrief an Vischer hebt der Dichter

besonders auch die humane Art anerkennend hervor, wie in der Arbeit das Kompositionsübel des „Grünen Heinrich“ behandelt sei, und rechtfertigt sich gegen die strafenden Bemerkungen über gewisse Unzukömmlichkeiten in seinen Werken — Vischer hatte sie als „Batzen“ bezeichnet —; schließlich nennt er dann den Artikel launig einen Vierundzwanzigpfünder, den Vischer ihm zu Ehren abgefeuert habe.

Auch sonst ist in den Briefen, die zwischen Zürich und Stuttgart gelegentlich herüber und hinüber gehen, von allerlei literarischen Dingen die Rede. Vischer vermittelt an Keller das Anerbieten eines Stuttgarter Verlags, für ein illustriertes Werk über die Schweiz den Text zu schreiben. Dann teilen sich die beiden ihre mannigfachen literarischen Pläne mit. Vischer schlägt dem Meister der Novelle als dankbare Novellenstoffe den jungen Wieland in der Schweiz und in Biberach im Anschluß an Ofterdingers Buch und die Pegnitzschäferei in Nürnberg vor. Keller klagt dem Freund, wie ihm beim Sammeln und Zurechtstutzen seiner lyrischen Dichterei bittersüße Reminiszenzen und Gewissensfragen gleich zu halben Dutzenden auftreten. Daneben gehen die Briefe Kellers besonders auch auf Vischers Arbeiten ein, von

denen er die „Neuen kritiſchen Gänge“ ſchon 1861 in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ einer eingehenden Beſprechung unterzogen hatte. Er läßt ſich in feſſelnder Weiſe im Anſchluß an Viſchers Forſchungen über Goethes „Fauſt“, zweiter Teil vernehmen. Er ſpricht ſeine Freude aus über das „luſtige und gehaltvolle“ Büchlein Schartenmaiers über den deutſchen Krieg. Mehrfach iſt auch von Viſchers „Auch Einer“ in den Briefen die Rede. Dieſer bittet um die Erlaubnis, Keller in der Pfahldorfnovelle einführen, ſowie auch ſein Gedicht „Stille der Nacht“ mit einigen Abänderungen dabei verwenden zu dürfen, was Keller gerne zugibt. In ſeinem Dankſchreiben für die Überſendung des Buches rühmt dann Keller das Werk als einen monumentalen Monolog, wie ihn unſere Literatur kaum ein zweites Mal beſitze. Er hebt den teſtamentartigen Charakter des Buches hervor, das auf jeder Seite und nach allen Ausſtrahlungen hin das Weſen einer und derſelben Perſon ausſpreche. Dabei erkennt er beſonders die Verſchmelzung der unmittelbaren Erzählung des Dichters mit dem Tagebuch Albert Einharts an, ſowie den ſtürmiſchen Fluß der Darſtellung. Nur der Grabaufwühlung gegenüber äußert er Bedenken, ſie ſcheint ihm

in Viktor Hugoſches Gebiet hinüberzugreifen, und außerdem läßt er die Frage offen, ob die katarrhaliſche Tragikomik in richtig abgewogener Komik geraten ſei. Um ſo rückhaltloſer freut er ſich der lyriſchen Einlagen, von denen die „Nagelſchmiedin“ einen der beſten Plätze in Mörikes Gedichten beanſpruchen könnte, und ergötzt ſich an der Rolle, die ihm Viſcher als Barde Guffrud Kullur in der Pfahldorfnovelle übertragen. Wie kleine oder bucklige Leute immer ſtolz ſeien, wenn man ihnen nachſage, ſie hätten einen durchgehauen, ſo ſei er beſonders geſchmeichelt durch die ihm zugeſchriebene Verholzung des Druiden oder Pfaffen, und ſchließlich dankt er für die poetiſche Verherrlichung „unſerer Nebel- und Pfnüſſelgegend“ ſamt ihren Kutteln und anderen Delikateſſen. Daß Viſcher auch ſonſt in der Pfahldorfnovelle vielleicht Kellerſche Gedanken wie den, daß alle menſchliche Kultur zur Vernichtung beſtimmt ſei, aufnahm und in der Gegenüberſtellung von Goldrun und Cordelia möglicherweiſe von den Kontraſtgeſtalten der Judith und Anna im „Grünen Heinrich“ beeinflußt war, mag nicht unerwähnt bleiben. So wurden bis in die achtziger Jahre zwiſchen Zürich und Stuttgart Sendſchreiben ausgetauſcht, dazwiſchen ſuchte Viſcher auch das

eine und andere Mal den Freund in Zürich auf, und Keller trug ſich ſogar, wie wir aus einem Brief an Heyſe wiſſen, mit dem für ſeine Schwerbeweglichkeit kühnen Gedanken, einen Beſuch in Stuttgart auszuführen. 1882 dankt Keller auch für die Überſendung der „Lyriſchen Gänge", dann ſchläft der Briefwechſel ein, bis die Beziehungen der beiden ihren wundervollen Abſchluß und Höhepunkt finden: in dem Gruß Kellers zum achtzigſten Geburtstag Viſchers am 30. Juni 1887, wenige Monate vor deſſen Tod. Er erſchien in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" und iſt in Kellers nachgelaſſenen Schriften abgedruckt. Der prächtige Glückwunſch zeugt nicht bloß von dem bis zuletzt ungetrübten Verhältnis der beiden Kämpen, ſondern iſt auch ein Beweis für die liebenswürdige Anmut, die Keller für derartige Aufgaben zu Gebote ſtand. Alles Begriffliche iſt hier ſchaubar geworden, in Bild und Leben verwandelt von der Erinnerung an alte Züricher Tage im Anfang bis zu dem Schlußwunſch: „Bleibe noch manches geräumige Jahr der große Repetent deutſcher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre!" Zugleich hat Keller alles Redensartliche, Überſchwengliche, alle leere Lobhudelei, die bei ſolchen Anläſſen auch feinen Geiſtern

mitunterläuft, durchaus vermieden, und nie ist einem bedeutenden Mann zu seinem Ehrentag ein so ziervoller und köstlicher Ehrenschild geschmiedet und überreicht worden, wie hier von dem Züricher Meister dem kritischen Landgrafen im Schwabenland.

Die dichteriſche Darſtellung ſchwäbiſcher Art in Kellers Werken

Keller lernte ſchwäbiſche Art nicht in ihrer Heimat kennen — er ſetzte ſeinen Fuß nie auf ſchwäbiſchen Boden. Trotzdem hätte es ihm auf Grund ſeiner mannigfachen und nahen Beziehungen zu Vertretern dieſes Stammes nicht an reichem Stoff gefehlt, um deſſen Sonderart etwa im Gegenſatz zum deutſchen Schweizer dichteriſch darzuſtellen in der Art, wie Leſſing in ſeinem Luſtſpiel Preußen- und Sachſentum, Fontane gelegentlich Berliner und Hamburger einander gegenüberſtellt. Einem Keller lagen jedoch derartige ethnographiſche Vergleiche weniger am Herzen, und ſo finden wir im Grunde nur einmal in den Werken des Meiſters ſeine Kenntnis ſchwäbiſcher Art verwertet, und zwar in dem jüngſten der „drei gerechten Kammacher“, dem Schwaben Dietrich. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in dieſer Geſtalt von einer Darſtellung ſchwäbiſcher Art ſich nur inſoweit reden läßt, als ſich Dietrich von ſeinem ſächſiſchen und bayriſchen Mitgeſellen

unterscheidet. Die Rolle, die Keller dem Schwäbchen innerhalb des edlen Kleeblatts zuweist, läßt denn auch eine ganz bestimmte Auffassung schwäbischer Art erkennen. Dietrich ist nicht bloß der jüngste, sondern auch der klügste und liebenswürdigste unter den öden Gesellen. Als „erfindungsreiches Schwäblein“ späht er zuerst die tugendhafte Züs mit ihrem Gültbrief aus, daß der Sachse und Bayer, die bisher ahnungslos an dieser Glückspforte vorbeigegangen waren, über seinen tiefen Geist und seine Gewandtheit höchlich staunen. Und wenn nun auch das Land, das der Erfindungsreiche entdeckt hat, bald Gemeingut des Dreigestirns wird, so hat sich doch Dietrich, wie schon sein abenteuerliches Stockungeheuer ausweist, aus seiner nicht so gesetzten und vernünftigen Jugend soviel bewegliche Phantasie und muntere Natur herübergerettet, daß er, aller abgezirkelten Gerechtigkeit zum Trotz, seine Genossen und Züs überlistet. Nicht nur hat er sich klugerweise mit einem stärkenden Tränkchen für den Wettlauf versehen, das auch bei Züs gute Dienste tut, sondern es gelingt auch seiner Pfiffigkeit, die weise Züs zu überrumpeln und zu besiegen. Daß dem Dichter diese muntere Handlichkeit als ein bezeichnender Zug schwäbischer Art vorschwebte,

das zeigt auch eine Stelle in der ersten Fassung des „Apotheker von Chamounix“. Hier bekennt der hohe Schatten Schillers, der Heine an der Himmelstür entgegentritt, daß ihm nutzloser Liebeskummer nie den Schlaf geraubt:

„Dankbos Schmachten liebt' ich nicht,
Aber als ein muntres Schwäblein
Ging ich handlich an das Freien.
Spaß ließ ich mir nicht gefallen,
Also baut' ich meinen Herd.“

Daß Keller außer dem Typ des geistig beweglichen, munter zufassenden Schwaben auch andere Erscheinungsformen schwäbischen Wesens wohlbekannt waren, mag ein Bruchstück aus den Anfängen seiner Erzählerkunst zeigen, der Entwurf zu einer nie ausgeführten Novelle „Reisetage“. Die Hauptgestalten sollten die Freunde Plankof und Nestele bilden. Der eine ein Norddeutscher, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, von feurigem Geiste und beredter Zunge, sicher und gewandt in allen Verhältnissen, der andere „ein stiller und lieber Schwabe von mittlerer, etwas beleibter Statur mit milden, bescheidenen Augen, Sohn einer kinderreichen Beamtenfamilie.“

Gelegentlich hat auch dieser und jener Schwabe mit einzelnen Zügen seines Wesens und seiner Wirksamkeit dem Dichter als Modell oder wenigstens als Anknüpfungspunkt für Gestalten seiner Dichtungen gedient. Wenn auch der Reformpfarrer im „Verlorenen Lachen“ von Keller keineswegs als ein Konterfei des Züricher Pfarrers Heinrich Lang gedacht war, so gab doch dieser 1826 in Frommern bei Balingen geborene Theologe durch seine Predigtweise und seinen Standpunkt manchen Zug für dieses Bildnis her, wenn auch der Dichter selbstverständlich keine einzelne Persönlichkeit, sondern eine ganze Richtung mit dem Pfarrer von Schwanau treffen wollte. Endlich denkt Keller in den „Mißbrauchten Liebesbriefen“ bei Viggi Störtelers Notizenkrämerei, die kleine Züge der Wirklichkeit beflissen zu literarischer Verwertung aufzeichnet, offenkundig auch an einen schwäbischen Erzähler, der ihm durch kleinliche Nachbildung der äußeren Natur die fehlende innere Wahrheit und Tiefe ersetzen zu wollen schien, an den aus Maichingen bei Böblingen gebürtigen Erzähler Adolf Widmann (1818—1878). Er war dem Dichter wohl schon in Zürich unangenehm aufgefallen, wo er dem Rohmerschen Kreise nahestand. Dann traf ihn Keller wieder in Berlin,

ohne sich jedoch mit seinem dichterischen Schaffen befreunden zu können. Widmanns 1853 erschienene „Erzählungen am warmen Ofen“ kamen ihm vor, wie er in einem Brief an Hettner murrt, als ein interessantes Beispiel, wie man heutzutage ohne Beruf scheinbar gute und doch schlechte Bücher mache: „Absichtlich gemachte Studien in Wald und Feld, Reminiszenzen, gute Notizen, den Bauern und Jägern abgefragt und aufgeschrieben, zierliche Sächelchen appetitlich zusammengeschmiedet und mit reinlichem Stile vergoldet, aber inwendig nicht eine Spur von Notwendigkeit, von durchgehender Tiefe und nichts fertig.“

Gottfried Keller und die neuere ſchwäbiſche Dichtung

Wie Gottfried Keller von den Vertretern ſchwäbiſchen Geiſteslebens manche Anregung empfing, ſo hat umgekehrt auch ſein Dichten befruchtend und belebend auf das poetiſche Schaffen des Nachbarſtammes eingewirkt. Zuerſt hatte F. Th. Viſcher im „Auch Einer“ dem Züricher Freund gehuldigt, indem er ihn in der Pfahldorfnovelle als den Barden Guffrud Kullur porträtähnlich zeichnete. „Groß iſt er nicht,“ ſagt dort Bürger Porrex zum Nachbar Ferrex über die äußere Erſcheinung des Barden, „aber ſieh, was für ein edles Haupt! denn unter der klaren Stirn wölben ſich in feinem Bogen die Brauen über den lichtvoll dunklen Augen, die Adlernaſe deutet auf Feuer und Schwung, und auf die ſüße Gabe des rhythmiſchen Worts die wohlgeformten, nur leicht geſchloſſenen Lippen. Und wie ſchön er den Kopf trägt, denn ungeſucht ſtolz aufrecht ſteht das bärtige Haupt auf dem ſchwungvoll gezeichneten Halſe.“ Der

erſte Schwabe, der nach Viſcher dem Züricher Meiſter ſeine dankbare Bewunderung öffentlich bekundete, war Karl Weitbrecht. Er hatte mehrere Jahre, 1886—93, als Rektor einer Töchterſchule in Hottingen bei Zürich gewirkt und war ſo dem Bereich des verehrten Dichters näher gerückt als die Mehrzahl ſeiner Landsleute, die damals einem Gottfried Keller vielfach noch ziemlich fremd gegenüberſtanden. Als Weitbrecht dann auf dem Lehrſtuhl für Literatur und Äſthetik der zweite Nachfolger Viſchers am Stuttgarter Polytechnikum wurde, trat er auch in der warmen Bewunderung Kellers in deſſen Fußſtapfen. In ſeiner „Deutſchen Literaturgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts“ hat er den Dichter in feiner, verſtändnisvoller Weiſe als einen der erſten Meiſter des poetiſchen Realismus gefeiert und als einen Dichter, „bei dem man immer wieder Troſt und Labſal für die arme Seele findet, weil über der unverfälſchten Lebensdarſtellung, die er gibt, nicht ein trüber, rußiger Nebel liegt, ſondern allzeit Sonnenſchein, auch wenn er ſich erſt durch ehrliche Wolken hindurchringen muß. Dazu hatte er für die reichen poetiſchen Schätze, die ihm zur Verwaltung anvertraut waren, in ſeiner eigenen Perſönlichkeit jene zwei Hüter, die in

goldnen Wappenröcken am Standartenſchaft lehnen: das Gewiſſen und die Kraft.“ Daneben hat aber auch der Lyriker Weitbrecht den „Meiſter Gottfried“ im Ton ſeines Vaterlandsliedes beſungen als den königlich einherſchreitenden Dichter, der

„Zepter ſchneidet aus der Sprache Holz,
Geiſtesthrone baut aus Freiheitsſtolz.“

Beſonders ergreifende Töne hat ihm aber die Kunde vom Tode Kellers entlockt: in dem Gedicht „Meiſter Gottfrieds Tod“. Er vernimmt die Nachricht, wie er müde und verdroſſen nach des Tages Laſt und Mühe in einem Wirtshaus in Zürich ſitzt. Sie trifft ihn wie ein Donnerſchlag, es iſt als wäre in ſeiner Seele etwas verdorrt. Und während die anderen Wirtshausgäſte nacheinander gehen, bleibt er wie im Traume ſitzen. Es iſt als ſpräche die Nacht ſelbſt zu ihm von dem Toten:

„Den hab' ich in die Tiefen ſchau'n gelehrt,
Von wo mit heilen Knochen keiner kehrt.

Er hat hinunter ſteten Blicks geſchaut,
Und was er ſah nur mir allein vertraut.

Und aus dem Mantel, den ich um ihn ſchlang,
Iſt er hinweggeſchlüpft mit Sang und Klang;

Und hat der Sonne in das Angeſicht
Geraden Aug's geſchaut wie Licht in Licht.

Und hat geſchöpft aus ihrem Überfluß
Hinüber in die Seelen Guß um Guß;

Und was im trüben Dämmer mürriſch ſitzt,
Hat er mit einer Handvoll Licht beſpritzt.

Wie man im See bei luſt'gem Bade tut,
Wenn Sonnengold in jeder Welle ruht.

Und war nur einer für das Licht nicht blind,
Ob auch ein Narr, der freut ihn wie ein Kind.

Er lädt ſie ein in Gottes Freudenſaal,
Des Lebens arme Narren allzumal.

Doch wer die liebe Sonne hat gehaßt,
Den hat er ſich am rechten Ort erpaßt

Und ſicher ihm ins wurm'ge Herz und ſchnell
Den Pfeil gejagt als wie dem Vogt der Tell.

Stand wo ein Kind am Wege bleich und bang,
Dem ſtreichelt er gelind die hohle Wang'

Und ſteckt ihm etwas in die mag're Hand,
Ein Stückchen Hausbrot oder Engelstand.

Wo Männer aufrecht ſtanden in der Wehr,
Schwang er ein ſeiden Banner drüber her.

Wo einer einſam ſaß beim ſauren Wein,
Dem ſtreut er würz'ge Roſenblätter drein;

Und wo ein irrend Herz im Elend brach,
Dem wiſcht er von der Totenſtirn die Schmach.

Er hat gewußt, was Erdenjammer iſt
Und wie das Leben an dem Leben frißt.

Doch wenn er klagte, war es Melodie,
Geheult wie feige Hunde hat er nie.

An Gottes Tiſch hat allzeit er geglaubt,
Was auch der Teufel von dem Tiſch geraubt.

Und als er g'nug den andern ausgeteilt,
Da ging er weg und hat nicht ſehr geeilt;

Hat einen Gruß der Sonne noch genickt
Und ſchon, wie träumend, ſich zum Schlaf geſchickt."

So ſpricht die Nacht, dann bricht der ſpäte Gaſt auf:

„Und ging den Weg, den oft der Gottfried ging,
Und hört' aus jedem Stein ein leis Gekling,

Und kam ans Haus, drin' ſtumm der Meiſter lag,
Und ſog den Roſenduft vom nächſten Hag;

Und ſah empor am eingeſchlaf'nen Haus —
Da kam ein Mann und löſcht' Laternen aus.

Zum Himmel lenkt' ich meinen Blick empor:
Den ew'gen Reigen ſchritt der Sterne Chor.

Und weiter ging ich meinen nächt'gen Gang,
Aus ferner Schenke tönte noch Geſang.

Der wallte feſtlich an der Gärten Rand:
Es war Herrn Gottfrieds Lied vom Vaterland."

Wem griffe nicht die ſchöne Huldigung ans Herz, die hier der ſchwäbiſche Dichter dem toten Meiſter darbringt. Auf das Dichten Weitbrechts hat freilich Keller kaum irgendwie einen ſpürbaren Einfluß ausgeübt, ebenſowenig wie auf die poetiſche Eigenart von Iſolde Kurz, die,

1853 geboren, zwar sechs Jahre jünger ist als Weitbrecht, aber doch derselben Generation schwäbischer Dichter — der vornaturalistischen — angehört. In literargeschichtlichen Darstellungen wird die Dichterin trotz ihrer wohlgegründeten Einsprache vielfach als Schülerin von K. F. Meyer angesprochen, und von anderen wohl auch dem Einflußbereich von Gottfried Keller zugewiesen. Bei näherer Betrachtung aber weisen auch Dichtungen wie „Der geborgte Heiligenschein", der auf Kellers „Legenden" als Vorbild zu deuten scheint, weist auch ihre feingeprägte Prosasprache, in der man Kellersche Schule erkennen zu sollen glaubte, auf andere Quellen ihres geistigen Wesens hin, vor allem auf ihre in die früheste Jugend zurückgehende Versenkung in die Welt des Altertums und die klassische Dichtung der alten Griechen, weiterhin auch auf die altschwäbischen Überlieferungen mit ihrer grüblerischen Phantastik und ihrem beschaulichen Humor, die der Dichterin durch ihren Vater Hermann Kurz vermittelt wurden. Und wenn Isolde Kurz auch G. Keller jederzeit überaus hochschätzte, so kann doch nach ihrer ausdrücklichen Erklärung von einer literarischen Einwirkung des Züricher Meisters auf ihr Dichten keine Rede sein. „Ich hatte", versichert

ſie in einer ſelbſtbiographiſchen Skizze, „überhaupt kein lebendes Vorbild, ſondern lehnte mich zu Anfang ein wenig an Boccaccio, von dem ich lernte die einheitliche Fernwirkung einhalten. Auch meines Vaters Darſtellungsart hatte auf mich eingewirkt. Bald aber ſtellte ich mich auf eigene Füße. Ich lebte in Florenz völlig abgetrennt von der zeitgenöſſiſchen deutſchen Literatur, habe auch im allgemeinen niemals aus der Literatur, immer aus dem Leben geſchöpft.“

Gottfried Keller begann im Grunde erſt auf das Geſchlecht zu wirken, das nach dem Abebben des Naturalismus in die Literatur eintrat. Damals erhob ſich gegen die Vorherrſchaft des Nordens in literariſchen Dingen, die ſich vielfach eben im Naturalismus eine Flagge geſchaffen hatte, eine Gegenbewegung beſonders im Süden Deutſchlands. Gegenüber dem Vorwiegen des beobachtenden Verſtandes und der Ausſchaltung der ſchöpferiſchen Phantaſie begann man wieder das Recht perſönlicher und ſtammestümlicher Eigenart zu betonen, regte ſich wieder das nie erſtorbene Heimatgefühl, die Freude am Humor, die Sehnſucht nach einer edlen Stilkultur in Sprache und Dichtung. Wie zu den anderen großen Meiſtern der Vergangenheit bahnte ſich

auch zu Gottfried Keller ein neues inniges Verhältnis an, und besonders auf die Erzähler des jüngeren Geschlechts wirkte sein Vorbild befruchtend und anregend.

Unter den Schwaben steht in erster Linie Hermann Hesse dem Einflußbereich des Züricher Meisters nahe. Schon in seinem „Hermann Lauscher“ beschäftigt ihn Gottfried Keller. In dem Tagebuch Lauschers von 1900 findet sich ein begeisterter Preis der vom Dichter damals über alles geschätzten Romantiker. Besonders E. Th. A. Hoffmann stand ihm in jener Zeit an oberster Stelle als romantischer Erzähler: „Den ‚Ofterdingen‘ von Novalis abgerechnet, der nicht mehr Literatur ist,“ bemerkt Lauscher, „schätze ich doch eigentlich die ‚Brambilla‘ am höchsten. Technisch betrachtet ist das meiste Seitherige minderwertig, auch Keller hat nur wenige Male einen Stoff so von innen erleuchtet und so ganz zu Kunst gemacht. Wieviel Romantik übrigens in Kellers Technik noch steckt, ist auffallend.“ Man muß bei diesem Urteil in Betracht ziehen, daß es dem Romantiker Lauscher in den Mund gelegt ist, und daß Hesse in dieser Gestalt eine überwundene Entwicklungsstufe seines Lebens verkörpern wollte. Im übrigen zeigt die hohe Schätzung Kellers,

wie genau ſich Heſſe ſchon damals mit ihm beſchäftigt hatte. Das wird auch durch ſeinen „Peter Camenzind“ beſtätigt. Der Dichter läßt hier den Helden beim Aufräumen ſeiner Erſtlingsgedichte durch Zufall ein paar Bände Keller in die Hände fallen, die er ſogleich zwei- und dreimal hintereinander lieſt. Da ſieht er in plötzlicher Erleuchtung, wie fern ſeine unreifen Träumereien der echten, herben, wahrhaftigen Kunſt geweſen, und er verbrennt eiligſt ſeine Gedichte und Novellen. Wie Heſſe in Kellers Werken lebt und immer wieder zu ihnen zurückkehrt, das bekundet vor allem auch ſeine feine, im „März“ veröffentlichte Studie über den „Grünen Heinrich“, die das ausführlichſte und aufſchlußreichſte Bekenntnis des ſchwäbiſchen Dichters zu dem Züricher Meiſter darſtellt. Heſſe fragt, was dieſen Roman ſo bedeutend, unvergeßlich und klaſſiſch mache, und worin die Größe dieſer Dichtung beſtehe, und kommt zu der Antwort, daß das Geheimnis des „Grünen Heinrich“ dasſelbe iſt wie bei Homer, Dante, Boccaccio, Shakeſpeare und Goethe. Es beruht auf zwei Gewalten, die nicht Kunſtmittel, ſondern das Genie ſelbſt ſind. Die eine iſt das, was man die Ewigkeit des Stoffs nennen möchte, die zweite Gewalt iſt

die Sprache. Hesse führt dann des näheren aus, wie die Gestalt des „Grünen Heinrich“ zu den bleibenden Sinnbildern gehört, deren Zeitliches nur ein Kleid des Ewigen ist. Er lebt noch heute, wie der „Don Quixote“, „Wilhelm Meister“, „Hamlet“, wie „Quintus Fixlein“, „Siebenkäs“, „der kleine harmlose Taugenichts“ von Eichendorff nicht minder als Schillers großer „Wallenstein“. Denn alle diese Gestalten sind nicht in erster Linie Repräsentanten ihrer Zeit, sondern schlechthin Menschen. Das, was ihr Schicksal ausmacht, ist zu allen Zeiten vorhanden und wieder möglich. Diese Ewigkeitswahrheit des Ganzen bewirkt, daß wir die veralteten zeitgeschichtlichen Züge solcher Werke nicht wie sonst lächerlich, sondern rührend finden. In der Prosa Kellers aber sieht Hesse wohl seit Goethe die einzige haltbare Schöpfung auf diesem Gebiet. „Er hat aus der Volkssprache, mit der sein Wesen verwachsen war, und die er täglich sprach und sprechen hörte, die nur einer Vulgärsprache eigene sinnfällige Farbigkeit und Drastik in eine aus Überkommenem und Persönlichem erschaffene Kunstsprache herüber gerettet wie außer Luther und Goethe kein anderer Prosaschreiber. Daher die Saftigkeit und Frische des einzelnen Ausdrucks, die oft sprichwörtliche

Anſchaulichkeit der Sätze.“ Dann beleuchtet Heſſe das feine Gefühl für Rhythmus und Tektonik, das ſich in Kellers Proſa kundgibt: „Überall findet man gleichmäßig lange, ſchön ſtrömende und dem natürlichen Atem und Herzſchlag gemäße Sätze und Satzteile, die jedermann ohne Vorbereitung bequem und ſchön vorleſen kann.“ Nachdem der ſchwäbiſche Dichter dann auch noch darauf hingewieſen hat, wie reich Kellers Sprache an kernvollen Zeit- und Hauptwörtern iſt, wie er auf jede verwäſſernde Umſchreibung mit Hilfsverben verzichtet, ſchließt er ſeine feinfühligen Darlegungen mit der Nutzanwendung: „Durch das Beachten der Technik Goethes und Kellers kann ein kleiner Dichter niemals ein großer werden, aber auch wir kleinen können lernen und uns ein wenig ſteigern, und gewiß hat Keller ſelber auch nicht alles aus dem Ärmel geſchüttelt, ſondern manchen Satz und manches Wort öfters umgewandelt und wieder verworfen, ehe das Rechte daſtand.“

Dieſes Bekenntnis Heſſes wird durch ſeine eigene Proſa in weitem Umfang beſtätigt. Wohl ſpürt man in ſeiner Sprache überall den Rhythmus der romantiſchen Erzähler und an zahlreichen Stellen auch die geſchmeidige, ſchlanke Anmut der alten italieniſchen Novelliſten, aber

auch Gottfried Kellers Ton klingt durch in seinem ziervollen, beseelten, glockenreinen Deutsch mit der stillen Schlichtheit seines Wortgefüges und dem ruhigen Adel seines elastischen Schritts.

Auch Kellers besonderer Erzählerstil gibt einem großen Teil der Dichtungen Hesses ihre bezeichnende Haltung. Bei dem letzteren gehen vielfach ein mehr lyrischer und ein mehr epischer Erzählerton nebeneinander her. Der lyrische herrscht mehr vor bei der Schilderung inneren Geschehens, vor allem kindlicher Seelenzustände, sowie des Naturlebens. Der Dichter gibt da zart hingehauchte Stimmungen, aus denen sich Vorgänge und Gestalten aufbauen wie Bilder in sanften Pastellfarben, und dem Leser ist es, als klängen schlanke, sehnsüchtige Geigentöne an sein Ohr. So wirken manche Stellen im „Camenzind“ und die meisten Novellen, die in dem Bande „Diesseits“ gesammelt sind, auch vieles in dem Roman „Gertrud“. Hier blickt die Romantik und ihre Art zu erzählen dem Dichter über die Schulter. Wo er es dagegen unternimmt, die Kurve eines Menschenschicksals zu zeichnen, wo er die Welt des Gewöhnlichen und des Alltags schildern will, wo er kleine Leute, Handwerker und Handwerkerleben darstellt, da erkennt man, was ihm

Gottfried Keller bedeutet mit der zutraulichen Herzhaftigkeit und der freundlich ironischen Gelassenheit seiner Weltbetrachtung. Schon im „Camenzind“ fehlt es nicht an Stellen, wo der Ton des Züricher Meisters in seiner Abwandlung nachklingt. Faßbarer treten solche Berührungspunkte, durch die Hesses dichterische Selbständigkeit und Eigenwüchsigkeit in keiner Weise angetastet wird, in dem Jugendroman „Unterm Rad“ hervor, besonders da, wo Hans Giebenrats Erlebnisse als Mechanikerlehrling beschrieben werden. Überhaupt ist Hesses Gerbersau mit seinen selbstzufriedenen Spießern und seltsamen Käuzen, mit seinen gelassenen Lebenskünstlern und seinen unseligen Lebensdilettanten in vielen Stücken ein schwäbisches Seldwyla, nur daß seine Bewohner in ihren Lastern und Tugenden meist etwas weniger keck und herzhaft, etwas zahmer und geduckter sich geben als die Seldwyler Kellers, denen man die herbe, freie Schweizer Luft anspürt, wo Art und Unart kräftiger und saftiger gedeihen können. Außer in „Unterm Rad“ und in dem Novellenband „Umwege“ hat Hesse besonders in den unter dem Titel „Nachbarn“ gesammelten Erzählungen ein Häuflein solcher Gerbersauer zusammengeboten, darunter so köstlich gezeichnete Gestalten

wie die Insassen der „alten Sonne“. Wenn irgendwo, so sieht man in dieser Erzählung, wieviel vom Geist und Humor des großen Zürichers in Hesse lebt. Wenn er Hürlin und Heller, die beiden bankerotten Lebenskünstler, beim Holzsägen belauscht, wenn er die alten Sonnenbrüder in ihrer gemeinsamen Stube nachts splitternackt sich herumbalgen läßt, dann wird im Leser etwas lebendig von jener aus Grausen und Heiterkeit gemischten Stimmung, die sonst nur Keller so zu erwecken vermag, etwa am Schluß seiner „gerechten Kammacher“. Wie dort Keller über die blutlose Gerechtigkeit beschränkter Selbstlinge, so hält Hesse in den „Sonnenbrüdern“ mit überlegen ernstem Spott grotesken Gerichtstag über die prahlerische Nichtsnutzigkeit armseliger Schädlinge. Nie sonst ist der Dichter wohl einem Keller so nahe gekommen wie hier, wenn sich auch häufig genug nicht bloß im Stil und Ton der Darstellung, sondern auch in der ethischen Grundgesinnung eine deutliche Verwandtschaft der beiden Dichter zu erkennen gibt. Wie Keller seine Romane und Novellen mit Vorliebe in eine seelische Heilung und Läuterung ausmünden läßt, so führt auch Hesse die Lebensläufe seiner Gestalten gern aus übereiztem, gespreiztem Wirrsal wieder zur einfachen,

gefunden, unverkünstelten Natur zurück. So schließt der „Camenzind“ mit der Rückkehr des der Kulturlügen müden Helden nach Nimikon. K. Eugen Eiselein, der Ästhetenjüngling, wird durch seine resolute Mutter vom Genieweſen kuriert und übernimmt den väterlichen Spezereiladen in Gerbersau. Ladidel setzt seine unbegründeten Lebensansprüche herab und wird aus einem unfähigen Notariatsgehilfen ein tüchtiger Friseur, und ähnlich finden in dem Band „Umwege“ der „Weltverbesserer“ und Pater Matthias schließlich den Pfad zu dem ihrer wahren Natur gemäßen Leben, nachdem sie ein unwahres Scheindaſein wie ein verschmutztes Gewand von sich geworfen.

Ebenso finden wir bei Hesse jene Weltfrömmigkeit und Andacht zum Leben, die auch Gottfried Kellers Dichtungen durchsonnen. Zwar das Naturgefühl des Schwaben hat eine wesentlich andere Färbung als das des Züricher Meisters. Hesse ist weicher, schwärmerischer, schwelgerischer als Keller — der heilige Franz mit seiner Liebe zu allen Wesen hat es ihm angetan. Aber in der Überzeugung von der Folgerichtigkeit und Zweckmäßigkeit alles Geschehens und in der unerschütterlichen Verehrung der Vernunft des Weltganzen sind beide Dichter eines Sinnes.

Wie dieſes tiefgegründete Bewußtſein den Nährboden des geſamten Kellerſchen Dichtens bildet, ſo ruht auch Heſſes Weſen ſicher geborgen in dem Vertrauen zum All, dem er ſich ſelbſt angehörig fühlt. Aus dieſem Grundgefühl, das bei beiden ähnlich abgetönt iſt, wächſt dann bei ihnen jenes lächelnde Verſtändnis für alles Menſchenweſen heraus, mag es noch ſo ſeltſam ſich gebärden und vor der Welt noch ſo klein und verachtet ſcheinen. Wie Keller für vernachläſſigte Kinder, für Vagabunden, Bettler, Verirrte immer einen freundlichen Blick, ein ermunterndes Wort, eine erfreuliche Genugtuung übrig hat in ſeinen Werken, ſo weht auch durch Heſſes Dichtungen ein Geiſt brüderlichen Verſtehens, der ſich nebenbei auch in manchem anmutig vorgetragenen Wort milder Lebensweisheit ausſpricht, das er mit einfließen läßt. Wie zart iſt das Verhältnis Camenzinds zu dem Krüppel im Schreinerhauſe geſchildert! Wie eindringlich macht der Dichter die Leiden des armen Hans Giebenrat lebendig! Wie tief blickt er hinein in Kinderſeelen und ihre Nöte! Wie ſanft ſtreichelt er dem an der Landſtraße ſterbenden Knulp Stirn und Haar! Wo ſoviel Verwandtſchaft der Grundgeſinnungen vorhanden iſt wie bei Keller und Heſſe, da finden ſich

auch in zahlreichen Einzelheiten Berührungspunkte. Der Leser Hesses wird sie mit stiller Freude feststellen, ohne darüber zu vergessen, daß Hesse mit durchaus selbständiger Eigenart als der Nervösere, Zartgliedrigere, mehr lyrisch und musikalisch Gestimmte dem wuchtigeren Züricher mit seiner größeren Erdenschwere und Herbheit gegenübersteht. Daß Keller bisher auf keinen Schwabendichter so stark und förderſam gewirkt hat wie auf Hesse, wird niemand bestreiten wollen.

Neben Hermann Hesse ist es vor allem Hans Heinrich Ehrler, in dessen erzählenden Dichtungen etwas von Gottfried Kellers Geist und Vorbild durchschimmert. Ihn wie Keller erfüllt jenes Weltgefühl, das alles Seiende mit gleicher Inbrunst umfaßt. Auch Ehrler lebt in der „hingebenden Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dings ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet.“ Einem Ehrler kommt, wie dem „Grünen Heinrich“, alles immer neu, schön und merkwürdig vor, ja die Welt ist ihm ein staunenswertes Wunder, vor dem er in stets neuen Entzückungen anbetet. Wenn diese in der Natur und im Dasein badende Wonnestimmung oft eine über-

ſchwengliche Klangfarbe hat, wenn Ehrler faſt noch begeiſterter als Heſſe ſich zu dem Heiligen aus Aſſiſi bekennt, wenn er als Dichter der Romantik, einem Jean Paul, einem Hölderlin und Mörike ſich beſonders verpflichtet fühlt, ſo iſt bei ihm doch auch der Einfluß Kellerſchen Geiſtes und Kellerſcher Art keineswegs zu verkennen. Nicht umſonſt führt er in den „Briefen vom Lande“ den „Grünen Heinrich“ an und das Wort Kellers von dem Gott, der von Weltlichkeit ſtrahlt. Gewiß iſt auch in Ehrlers Weltfrömmigkeit ein Kellerſcher Einſchlag, und daß in der „Reiſe ins Pfarrhaus“ der „Grüne Heinrich“ mannigfach nachklingt, wird keinem Leſer dieſes duft- und poeſiereichen Entwicklungsromans entgehen. Man glaubt oft bis in kleine Züge hinein Parallelen wahrzunehmen. Wie dem „Grünen Heinrich“ eine neue Art von bemalten Fenſterladen oder Wirtshausſchildern, eine eigentümliche Gattung von Brunnenſäulen und Dachgiebeln die größte Freude macht, ſo iſt für die Phantaſie von Ehrlers „Jakob Meiſter“ ſchon eine neue Tapete oder ein Wandanſtrich ein tiefeingreifendes Ereignis. Wie Heinrich im Gedanken an Anna im Bett die Hände zierlich über der Bruſt kreuzt und eine höchſt gewählte und ideale Stellung einnimmt, um mit Ehren

vor ihrem Geisterauge zu bestehen, so verschränkt Jakob Meister auf seinem Lager im Pfarrhaus die Hände um das Sterbkreuz des toten Bischofs von Syrien und reckt sich in feierlich starrer Haltung aus, als wäre er selber der tote Würdenträger. Wie endlich dem anderen Ich Kellers in seinem Jugendroman Goethes Werke zu einem tiefgreifenden inneren Erlebnis werden, so findet sich Ehrlers Jakob in der „Reise ins Pfarrhaus“ durch den „Wilhelm Meister“ in eine neue Welt gehoben, in eine unfaßbar abgelöste, kunstentrückte Welt der Vorstellung, die ihm aber doch zu einer merkwürdig nahen Wirklichkeit wird, bis in die Träume nah, und er wird der König eines geistigen Lustreiches, aus dem ihn nichts wieder vertreiben sollte. Auch in der würzigen, einprägsamen, wie von taufrischer Morgenschöne überhauchten, seidenweichen und seidenglänzenden Sprache fühlen wir etwas von Kellers wunderbarer Kunst, die oft gebrauchten und abgetragenen Worte wie neu erscheinen zu lassen. Besonders aber muten die Episoden, das kleine Beiwerk des Romanes kellerisch an. Überall liegt über der Welt und den Dingen jener zarte Glorienschein und helle Goldglanz, den wir von den wunderholden Legenden des Zürichers her kennen. Unverkenn-

bar ist auch in Ehrlers Novellen und Erzählungen „Der Hof des Patrizierhauses“ die Verwandtschaft mit Keller trotz dessen größerer Herbheit und Erdenschwere. Durch die stille, schöne Geschichte von der heiligen Cäcilia flutet das süße, silberne Orgelspiel, das auch in den „Sieben Legenden“ sehnsuchtweckend und wonnevoll erklingt.

Auch bei den anderen schwäbischen Erzählern der Gegenwart findet sich mitunter manche Ähnlichkeit mit Kellers Art. Am häufigsten bei Wilhelm Schussen mit seinem schalkhaft lächelnden Humor, seiner Freude am munteren Schwank und Spaß, seiner heimatechten, volkstümlichen Frische und Saftigkeit. Doch ist der erdwüchsige Oberschwabe wohl kaum von Keller literarisch beeinflußt, vielmehr weist die Verwandtschaft der beiden auf Züge hin, die allem alemannischen Erzählertum gemeinsam sind, den Erzählern der deutschen Schweiz ebenso wie einem Hebel, einem Scheffel in seinem „Ekkehard“, sowie Hansjakob und Emil Strauß in einzelnen seiner Romane und Novellen. Auch manches in den Novellen von E. v. Bodman blickt nach dieser Seite hin. Bei den anderen Schwaben kommt eine nähere Verwandtschaft mit dem Züricher Meister kaum in Frage. Von

Ludwig Finckhs rotbackiger, heimatlieber Romantik führen keine Fäden zu Gottfried Keller hinüber, ebensowenig wie von H. Schäffs durchsonntem Sommeridyll „Waldstift“, das eher an Stifter und Jean Paul gemahnen mag, oder von H. Lilienfeins flüssiger Darstellungsweise, die Probleme des modernen Gesellschafts- und Geisteslebens mehr im Stile des feineren Unterhaltungsromans behandelt. Auch von den schwäbischen Erzählerinnen geht keine die Wege Gottfried Kellers. Auguste Supper mit ihrer würzigen Herbheit und ihrem innigen Gottsuchertum steht in ihrer Art dem Schweizer ebenso fern wie Agnes Günther mit ihrer vornehm märchenhaften Stilisierung des Lebens im Sinn einer hochgestimmten mystischen Religiosität, oder wie Anna Schieber, die mit ihrer liebevollen Versenkung in die Freuden und Nöte der kleinen Leute mehr an Raabe oder Steinhausen erinnert. Alle diese Schwaben aber haben mit Keller die Abneigung gegen jede geschäftsmäßige Betriebsamkeit in literarischen Dingen gemein, nicht minder wie den deutlichen Widerwillen gegen das geräuschvolle Getue und Gespreize einer anspruchsvollen Kultur. In dem Sinn für das menschlich Echte, Gediegene, für kernhafte Phrasenlosigkeit und bodenständige Wurzelhaftigkeit

ſtehen ſie alle auf der Seite des Züricher Meiſters.

Seit Goethes ablehnendem Wort über Uhlands Dichten in den Briefen an Zelter, ſeit der Verhöhnung der ſchwäbiſchen Schule durch H. Heine iſt bis heute immer wieder der Vorwurf gegen die Schwaben laut geworden, daß ſie ſich in der Dichtung zu behaglich einer Neigung zum harmlos Idylliſchen hingeben, daß ihr Schaffen zu wenig Bezwingendes, zu wenig Welthorizont habe, daß das Streben nach großer Form, nach künſtleriſcher Vollendung nur allzuoft bei ihnen zu vermiſſen ſei. Es iſt leicht, dieſes Urteil in ſeiner Verallgemeinerung zu widerlegen. Wir haben ſchickſalsmächtige Dichter, die in die Höhe und in die Tiefe reichen und weit über die Grenzen ihrer Heimat hinausblicken; wir haben Künſtler, die das Enge und heimatlich Beſchränkte durch den Goldglanz der Dichtung in den Bereich des Ewigen emporheben, aber ein kleiner Kern von Wahrheit ſteckt doch in jenen Vorwürfen. Wie ſorglos verzetteln auch manche Schwaben von heute oft ihre Wirkungen! Wie leicht nehmen ſie es oft mit dem Gebot der makelloſen künſtleriſchen Vollendung, als gälte nicht vor allem von dem Dichter das Wort:

„Das Amt, das mir zu Lehen fiel,
Das iſt ein Werk und iſt kein Spiel."

Wie vieles von ihrem Dichten zerflattert in anmutige Stimmungsbilder und Skizzen, in leicht hingeworfene Improviſationen, die wohl den Hauch echter, ungekünſtelter Unmittelbarkeit an ſich tragen, aber künſtleriſches Schwergewicht, ausgetragene Vollreife vermiſſen laſſen. Beſonders auch unter dem allerjüngſten Nachwuchs, von dem hier nicht die Rede war, iſt mancher, den man gerne innig bitten möchte, ſich nicht zu früh zu verausgaben nach dem Wort im alten Volkslied:

„Do a Bröckele, dort a Bröckele
Geit ſcho wieder a Kreuzerweckele."

ſondern ſich aufzuſparen zu einem gewichtigen Schlag, zu einer Gabe von runder Fülle. Wie vorbildlich ſteht in all dieſen Beziehungen ein Gottfried Keller vor uns. Er war ſo bodenſtändig wie nur wenige, aber ſo tief ſich die Wurzeln ſeines Weſens in die Erde der Heimat hinabſenkten, ſo weithin ſchattete, ſo ſtolz ragte die mächtige Krone ſeines Dichtertums. Und ſo behaglich er ſich am Kleinen, Putzigen freute,

ſo überlegen verſtand er es, den heimiſchen Mikrokosmos zum dichteriſchen Makrokosmos zu erhöhen. Und wie ſein Dichten immer als ein lebendiger Einſpruch gegen alle naturfremde Großſtadt- und Literatenliteratur daſtehen wird, ſo bläſt die herbe Gebirgsluft, die in ſeinen Werken weht, erfriſchend hinein in die ſtillen Täler, deren Bewohner ſich in weltabgeſchiedene, ruheſelige Beſchaulichkeit einzuſpinnen drohen. Vor allem aber beſaß Gottfried Keller das künſtleriſche Verantwortlichkeitsgefühl, das zugleich für den Dichter höchſte Klugheit iſt: Er trat nur mit Ausgetragenem, Ausgereiftem ans Licht und begnügte ſich nie mit dem bloß Artigen, Freundlichen, aus dem Ärmel Geſchüttelten. Wenn er etwas brachte, ſo waren es vollwichtige Spenden. Möchte auch in dieſer Hinſicht das Geſtirn des Züricher Meiſters Richtung und Wege weiſend über der ferneren Entwicklung der ſchwäbiſchen Dichtung leuchten. Geradeſo wie wir hoffen und wünſchen, daß ſein Name ein Sinnbild wird in Tagen, wo ſtärker als zuvor bei den Oberdeutſchen das Stammesgefühl und das Bedürfnis zu engerem geiſtigen Zuſammenſchluß erwacht iſt.

Seit Gottfried Kellers Geburt ſind es jetzt hundert Jahre her, und nächſtdem iſt ein Men-

schenalter seit seinem Tode verflossen. Aber der Austausch geistiger Werte zwischen den Nachbarstämmen, der vor allem auch an seine Persönlichkeit und an sein Lebenswerk geknüpft ist, dürfte noch lange nicht abgeschlossen sein. Er wird auch in Zukunft würzige Früchte reifen lassen den Schweizern wie den Schwaben zur Ehre, zur Freude und zur gegenseitigen Förderung.

Als Quellen wurden die Werke Kellers und der schwäbischen Dichter benützt. Außerdem die Tagebücher und Briefe Kellers in Ermatingers Ausgabe, sowie die in der Lebensbeschreibung Kellers von Ermatinger niedergelegten Forschungen. Die Kellerliteratur, wie sie ebendort verzeichnet ist, wurde nicht minder berücksichtigt wie die seither erschienenen Veröffentlichungen über Keller, vor allem der Briefwechsel des Dichters mit Heyse, das Buch von Kriesi über „Keller als Politiker", die Vorträge von Gustav Steiner über Keller usw. Über die früheren Beziehungen zwischen Schweizern und Schwaben geben Wohlwill in seiner Schrift über „Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben" und W. Lang in seiner Lebensbeschreibung von G. D. Hartmann nähere Mitteilungen.

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Walther Eggert Windegg

Eduard Mörikes Haushaltungsbuch

Mit 34 Faksimileseiten. 5. und 6. Tausend. Gebunden M 3,—

Hermann Hesse: „Außer den gewissenhaft notierten Tagesausgaben enthalten diese Blätter gar viel Feines und Lustiges, sie sind, von des Dichters Hand mit Zeichnungen, Späßen, intimen Notizen bedeckt, ein kleiner goldener Schatz von Humor, Poesie und lauterer Herzenseinfalt, an dem jeder feine und verständige Mensch Freude haben muß. ... Wer die Bilder von Schwind zu genießen versteht, wer die Orthographie der Frau Rath Goethe lieb hat, dem wird das liebe kleine Büchlein bald teuer sein."

(Neue Züricher Zeitung)

Eduard Mörike

Liebmund Maria Wispel

und seine Gesellen

Des Dichters Wispeliaden unter Abbildung von Handschriften und Zeichnungen herausgegeben von

Walther Eggert Windegg

In künstlerischem Pappband. Preis M 6,—

Inhalt: Einleitung des Herausgebers: Wispel und seine Gesellen. Eduard Mörike: Wispel in Orplid. Zwei Szenen. Eduard Mörike: Wispel auf Reisen. Ein Bericht. Mörike-Wispel: Sommersprossen. Gesammelte Gedichte.

Von dem genialen Treiben des jungen Mörike in seinen Studentenjahren, in denen er mit seinem Freunde Ludwig Bauer Märchen und Geschichten ersann, berichtet Maler Nolten: „Insonderheit war nach und nach ein halbes Dutzend hochkomischer Figuren aufgekommen und ordentlich zu Fleisch und Blut geworden, so daß sie gleichsam einen Teil unseres täglichen Umgangs ausmachten."

Diese hochkomischen Figuren stellt hier der Herausgeber zum erstenmal in ihrer zusammenhängenden und ganzen Erscheinung vor und bietet drei von Mörike hinterlassene Stücke von der reifsten und vollendetsten jener komischen Figuren dar, hauptsächlich die unvergleichlichen „Sommersprossen" Wispels in der bisher unveröffentlichten Urschrift, die selber noch eine ganze Wispeliade bedeutet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Hans Heinrich Ehrler

Die Reise ins Pfarrhaus

Roman. 4. und 5. Tausend. Geheftet M 6,50, gebunden M 8,50

Berliner Tageblatt: „Man hat nicht das Gefühl, als lese man ein Buch; es ist vielmehr, als höre man einen innig gespielten Choral auf der Orgel, reich an lyrischen Schönheiten. Das ist ein Erziehungsbuch, wenn man will ein Andachtsbuch sogar."

Briefe vom Land

Roman. 3.—5. Tausend. Geheftet M 3,—, geb. M 5,—

Berliner Zeitung am Mittag: „... Diese ‚Briefe vom Land' sind ein frühlingshelles Buch, das ein wenig an die sonnigen ‚Briefe aus meiner Mühle' von Alphonse Daudet erinnert ... Diese Briefe wirken so schön und wahrhaftig, daß sie menschliche Dokumente zu sein scheinen ... Ihre Sprache umschmeichelt uns wie warmer Sommerwind und ist erfüllt von neuen Klängen."

Der Hof des Patrizierhauses

und andere Erzählungen

4.—6. Tausend. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,50

Karlsruher Tageblatt: „Ist Eichendorffs Saitenspiel, das einst Mörike erbte und an Storm weitergab, wieder zum Klingen gekommen? Hans Heinrich Ehrlers zarte Meisterhände berühren die Saiten. Silberhell und glockenrein tönt seine Weise. Ist das noch Prosa, was wir vernehmen? Dann ist's eine Prosa voll Melodie, die Schubert ersonnen haben könnte. Hingerissen von so viel Schmelz, überschüttet von Schönheit, dünkt sich eingesponnen in silbernes Filigran, wer mit empfänglichen Sinnen sich dem Reiz dieser Erzählungen hingibt. Nicht von ungefähr geschieht es, daß Musik und musische Menschen in fast jeder Erzählung Gang und Haltung der Geschehnisse bestimmen. Selig-beseelt atmet die Landschaft, Lüfte klingen, Menschen blättern sich aus Knospenhüllen auf und neigen sich mit einer leicht rührenden Gebärde wie Madonnenbilder auf goldenem Grund. Es ist, als erzähle Ehrler fromme Legenden, so innerlich rein und so äußerlich sauber sind seine Gaben. Dabei fehlt ab und zu nicht der Ton leichter Ironie, der uns Heutigen im Blute liegt (Gottfried Keller hätte ihn satter gefärbt), aber immer bricht gerades, klares Gefühl sich Bahn. Mit erlesener Kunst setzt Ehrler die Worte und knüpft sie zu Sätzen; nichts ist ohne Belang, kein leerer Ton bringt eine Stockung. Voll Schwingung ist das innere Gefühl, und restlose Hingabe füllt jede einzelne Erzählung mit der Wärme des Blutes. Keinen Sensationen geht Ehrler nach, er regt nicht mit Bizarrem auf, sondern er hebt uns in die reinen Lüfte edler, etwas weicher, so doch nie sentimentaler Dichtung. Der einer Frau zur Huldigung die ‚Briefe vom Land' schrieb, ist auch hier ein Frauenlob. Liebe zum unverkünstelten Menschen, der sein Schicksal aus seinem Herzen empfängt, Liebe zum deutschen Land, zur schönen schwäbischen Heimat speist wie ein guter Regen alle Wurzeln seiner Phantasie in diesen fünfzehn ‚höher hingebahnten Geschichten'."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Hans Heinrich Ehrler
Lieder an ein Mädchen

Gedichte. Umschlag und Einband von Alphons Woelfle
Geheftet M 2,—, gebunden M 3,50

Württemberger Zeitung, Stuttgart: „Eine Ballade in Liedern, eine Geschichte, die so zart und festlich und geheim ist, daß sie nur in Liedern zu fassen war. Wie blüht da alles wunderbar! Ja, Lieder sind es, nicht Gedichte: klingend geworbene Reime und Rhythmen. Von innen her sind alle diese Verse durchleuchtet. Hinter jedem Wort steht das große Wunder, das Dante einst ‚Vita nuova' genannt hat."

Frühlingslieder

Gedichte. Umschlagzeichnung von Alphons Woelfle
Geheftet M 2,—, gebunden M 3,50

Nationalzeitung, Basel: „Unter diesem Titel hat Hans Heinrich Ehrler, der uns erst kürzlich eine feine kleine Sammlung „Lieder an ein Mädchen" geschenkt hat, wieder eine neue, an Schönheiten reiche kleine Liederkollektion erscheinen lassen. Es sind merkwürdig wohllautende, melodiöse Verse, voller Süße und Stimmung, deren Zauber man sich willig und beglückt hingibt."

Das schwäbische Liederbuch

Eine Auswahl aus der klassischen schwäbischen Lyrik
VIII, 328 Seiten. Gebunden M 5,—

Stuttgarter Neues Tagblatt: „Von Christian Fr. D. Schubart bis Karl Weitbrecht zieht Ehrler seinen Kreis. Innerhalb dieser Peripherie stehen leuchtend die teueren Namen Schiller, Hölderlin, Kerner, Uhland, Mörike, Vischer und Fischer ... Er gibt von jedem Dichter das Schönste und auch das Wesentlichste. Und er gibt so in Bruchstücken, die sich zum Ganzen fügen, den Dichter selbst ... So ist es ein starkes Bekenntnis zur Dichtung des Schwabenlandes geworden. Die Hauspostille der Schwaben und eine herrliche Gabe für alle Deutschen. Denn die köstlichsten Stücke dieser Schatzkammer gehören zu den Reichskleinodien der deutschen Dichtung."

Wenn alle Brünnlein fließen ...

Deutsche Liebeslieder
Ausgewählt aus den deutschen Volksliedern
Schön gebunden M 2,80

Wilhelm Schussen im Schwabenspiegel: „Was der Dichter Hans Heinrich Ehrler hier an deutschen Liebesliedern zusammengestellt hat, blüht wie ein Wunderbaum, von Engeln behütet, von Gottes Sonne bestrahlt. Solche Bücher haben ihr Stundengesicht, sind immer neu, ewig werbend und schenkend, unerschöpflich wie das Volksgemüt, dem sie entsprungen ... Für Liebesleute gibt es nicht leicht ein sinnigeres Geschenkbuch."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Wilhelm Schussen

Vinzenz Faulhaber / Ein Schelmenroman. 7.—9. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Ludwig Finckh, Gaienhofen, in den **Propyläen, München:** „. . . ein verdammt ernsthaftes Buch, frisch und kräftig, beinahe spröd, ein unverschämt gutes Buch."

Meine Steinauer / Heimatgeschichte. 3. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Kreuz-Zeitung, Berlin: „Das ist alles wahrscheinlich, derb, drastisch, ohne jede Rücksicht auf irgendwelche konventionelle Sitte und Gewohnheit, daß es den Leser anmutet wie ein kühler, erfrischender Luftzug am schwülen Arbeitstage."

Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier. 4. und 5. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Iserlohner Kreisanzeiger und Zeitung: „Wo ich das köstliche Büchlein auch aufschlagen mag, überall schaut mich das liebe Gesicht eines jener seltenen Menschen an, deren Blick segnet."

Medard Rombold / Roman. 2. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Prager Abendblatt: „. . . ein Kabinettstück an Gestaltungskraft von Charakteren und Zeichnung schwäbischer Landschaftsbilder."

Der verliebte Emerit / Roman. 3. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Die Post, Berlin: „Die Meisterkunst des Dichters offenbart sich in diesem Roman in ihrem ganzen Glanz."

Haus Mollenkopf / Erzählung. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Augsburger Postzeitung: „. . . Behüt dich Gott, du allzu gutmütiger Xaver Mollenkopf, und erzähl' auch vielen anderen Lesern deine muntere und sogar ein bißchen lehrreiche Lebensgeschichte; die wird ihnen die Lasten des Lebens leichter tragen helfen!"

Höschele der Finkler und andere heitere Erzählungen. 4.—7. Tausend. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—.

Deutsches Volksblatt, Stuttgart: „In Schussens Humor ist es einem wohl wie in der Maisonne; man räkelt und streckt sich, läßt den Pelz warm werden und freut sich an ihm wie an einer Naturkraft, die man in Dankbarkeit genießt."

Der Rote Berg / Roman. 1.—5. Tausend. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—.

Wohl noch nie wurde die gesegnete schwäbische Hügel- und Flußlandschaft mit reicherer Palette, blühender, zarter und liebevoller gemalt, als in diesem ergreifenden und spannenden Buch Schussens.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Keller, Gottfried
160143
LG.
K297.
.Yk
Author Klaiber, Theodor
Title Gottfried Keller und die Schweiz.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU